Erzählungen

für

Kinder und Kinderfreunde.

Viertes Bändchen.

Gottfried, der junge Einsiedler.

St. Gallen.
Zu haben im Litteratur-Comptoir.
1839.

Erstes Kapitel.

Die grüne Insel.

Der kleine Gottfried wurde in seinem zwölften Jahre ein Einsiedler. Er wohnte fern von seinen Eltern in einer Felsenhöhle, die von einer furchtbaren Wildniß umgeben war. Seine Kleidung bestand aus einer rauhen braunen Kutte, die er mit einem weißen hänfenen Strick um den Leib festgürtete; anstatt der Schuhe trug er hölzerne Sohlen, die mit Riemen von starkem Leder an den bloßen Füßen befestigt waren. Er aß nichts als Fische, Wurzeln und Kräuter, ja nicht einmal Brod; nur zur Osterzeit genoß er hier und da ein paar Eier. Kein anderer Trank benetzte seine Lippen als frisches Quellwasser. Anstatt des Bettes hatte er nur ein Lager von Moos.

Das klingt nun Alles sehr wunderlich und seltsam. Wer nur davon hört, wird den armen Gottfried einen thörichten Knaben schelten. Man wird seine Eltern als unvernünftig tadeln, daß sie ihm, zumal bei seinem zarten Alter, eine solche sonderbare Lebensart gestatteten. Allein dieser Tadel ist ganz und gar unverdient, und man wird ihn am Ende

als zu voreilig zurücknehmen müssen, wie es fast immer geht, wenn man über eine Begebenheit urtheilt, die man nur zum Theil weiß und sie nicht ganz kennt. Gottfried handelte durchaus vernünftig, und seine Eltern konnten nichts dagegen einwenden. Ja gerade durch seine einsiedlerische Lebensart ward er ein sehr guter Mensch, der an Frömmigkeit gegen Gott und an Wohlwollen gegen die Menschen wenige Seinesgleichen hatte. Doch es ist der Mühe werth, zu hören, wie Alles sich zugetragen hat.

Gottfried's Eltern waren sehr gottselige und tugendhafte Leute. Sie hatten sieben Kinder, unter denen Gottfried das älteste war. Beide Eltern vereinigten ihre Kräfte, die vielen Kinder ordentlich zu ernähren und zu kleiden. Der Vater, Namens Philipp, bestellte sein kleines Ackerfeld, seine Wiese und den Baumgarten am Hause mit so großem Fleiße, daß die Haushaltung stets reichlich mit Brod, Milch und Obst versehen war. Auch die Bienenzucht betrieb er mit Einsicht und mit vielem Glück. Er war ein sehr geschickter, fleißiger Korbmacher, und seine Knaben mußten ihm mit Abschälen der Weiden und dergleichen kleinen Geschäften in die Hand arbeiten. Nebenbei half er dem reichen Fischer Thomas im Dorfe beim Fischen und bekam immer seinen redlichen Antheil am Fange. Die Mutter besorgte die Hauswirthschaft auf das Beste, strickte fleißig Fischnetze, wozu die Mädchen den Hanf spinnen mußten.

So fehlte es den Kindern nie an dem nöthigen Lebensunterhalt. Zur wichtigsten Angelegenheit aber machten es sich die Eltern, ihre Kinder fromm und gut zu erziehen. „Eine gute Erziehung", sagten sie öfters, „ist das beste Erbtheil, das wir ihnen einmal hinterlassen können."

Gottfried war ein sehr hoffnungsvoller Knabe und der Liebling seiner Eltern. Er hatte einen aufgeweckten Verstand, war in Allem, was er anfing, flink und geschickt, bei der Arbeit ganz ungemein fleißig und gegen alle Menschen überaus dienstfertig und gefällig. Dabei war er schlank gewachsen und schön und blühend von Angesicht. Vorzüglich gaben seine lebhaften, hellen Augen, die zarten Augenbraunen und seine lichtbraunen lockigen Haare ihm ein sehr feines Aussehen. Auch seine hechtgraue Schifferkleidung, die ihm sein Taufpathe Thomas, ein wohlhabender Fischer, hatte machen lassen, eine kurze Jacke mit langen Unterkleidern bis an die Knöchel, stand ihm sehr gut.

Allein so ein hoffnungsvoller Knabe auch Gottfried war, so hatte er doch seine Fehler. Er war sehr eigensinnig, wollte immer recht haben, ward heftig, wenn man ihm widersprach, und seine Eltern mußten oft Ernst anwenden, ihn zum Gehorsam zu bringen. Er wollte seine Geschwister beherrschen, ward auffahrend und zornig, wenn sie ihm nicht gehorchten, stritt mit ihnen und gab ihnen rauhe, unfreundliche Worte. Da er zu Zeiten bei seinem Taufpathen,

dem reichen Fischer, essen durfte, so wollte er mit der einfachen Kost an dem väterlichen Tische nicht mehr zufrieden sein, murrte manchmal bei dem Essen und hielt es dann in seinem Unwillen kaum der Mühe werth, Gott und seinen Eltern dafür zu danken. Die Eltern ermahnten ihn fast täglich; er bereute seine Fehler aufrichtig; er weinte und versprach Besserung. Allein bald fiel er wieder in die alten Fehler. Seine Eltern wurden darüber oft recht betrübt und fürchteten, er werde die schönen Hoffnungen, die sie von ihm sich machten, wohl gar noch vereiteln. Sein Taufpathe, der alte Fischer, sagte aber öfter zu ihm: „Gottfried, Gottfried, gib Acht! Der liebe Gott muß Dich noch in eine eigene Schule führen und Dich besonders in Zucht nehmen, wenn etwas aus Dir werden soll.“

Von der Anhöhe, auf der Gottfried's väterliches Haus stand, hatte man eine unermeßliche Aussicht auf das Meer. Eine kleine Insel, die man von den Fenstern der Stube aus sehen konnte, gewährte einen besonders schönen Anblick. Sie war ganz mit laubreichen Bäumen und Gebüschen von mancherlei Grün überwachsen und wurde deßhalb die grüne Insel genannt. Die Insel war nicht bewohnt; der Vater fuhr jedoch von Zeit zu Zeit hinüber, um Weidenzweige zum Korbflechten zu schneiden, deren es dort eine Menge gab. Gottfried, der nunmehr stark genug war, dem Vater bei'm Rudern zu helfen, und ihm auch bei dem Ab-

schneiden der Weiden gute Dienste leistete, durfte jetzt gewöhnlich mitfahren, was ihm alle Mal große Freude machte. Eines Abends sagte nun der Vater, „Wenn Himmel und Meer so still und ruhig bleiben, wie heute Abends, so fahren wir morgen frühe miteinander auf die Insel. Gottfried sprang vor Freude hoch auf und konnte vor Vergnügen über die morgende Seereise kaum schlafen.

Mit Anbruch des folgenden Tages, da der Morgenhimmel anfing sich zu röthen und der helle Morgenstern bereits erbleichte und blässer glänzte, war Gottfried schon auf. Er half der Mutter sehr geschäftig, alles Nöthige in das Schifflein zu bringen. Denn die Anstalten zu der kleinen Seereise waren nicht klein. Es war schon ein Mal geschehen, daß sich das Wetter schnell änderte und der Vater mit Gottfried drei Tage auf der Insel zubringen und großen Mangel an Nahrung leiden mußten. Die Mutter versah sie daher mit einem hinreichenden Vorrathe von Brod, Milch und Butter. Sie gab ihnen überdieß einen Kochtopf und eine irdene Schüssel mit, damit sie im Nothfalle sich doch eine warme Suppe kochen könnten. Auch brachte sie noch des Vaters dichten wollenen Mantel, damit der Vater und Gottfried, wenn sie auf der Insel über Nacht bleiben müßten, sich damit zudecken könnten.

Da Alles zur Abreise in Ordnung war, holte Gottfried den neuen Strohhut, den ihm sein Taufpathe Thomas am

letzten Markte gekauft hatte. Martha, Gottfried's freundliche Schwester, brachte ein hübsches grünes Band, schenkte es ihm und befestigte es in der Eile mit einigen Stecknadeln auf dem Hute. Der Vater aber sprach: „Gottfried, nimm noch ein paar Körbe mit; wir werden sie nöthig haben.“ „Je, wozu denn?“ fragte Gottfried. „Das wirst Du schon sehen,“ sprach der Vater lächelnd. „Trau'st Du es mir nicht zu, daß mein Vorhaben vernünftig sei? Du machst es mit mir gerade so, wie viele Menschen mit dem lieben Gott, die es schon vorhinein wissen möchten, warum er dieses oder jenes anordne oder geschehen lasse. Thu' Du, was ich Dir sage, und am Ende wird es dann schon recht herauskommen.“ Gottfried eilte fort und holte die Körbe.

Der Vater machte sich nun mit Gottfried auf den Weg. Mutter und Kinder begleiteten sie hinab an das Meer, bis zum Schifflein, und riefen ihnen noch lange nach: „Glückliche Reise und eine fröhliche Heimfahrt!“ Gottfried wetteiferte im Rudern mit seinem Vater so sehr, daß ihm warm wurde und er seine Jacke ausziehen mußte. Sie kamen glücklich bei der Insel an und fuhren eine Strecke um sie herum, bis an einen Platz, wo es die schönsten Weiden gab und gut zu landen war. Hier stiegen sie an das Land und der Vater knüpfte das Schifflein mit einem Stricke an einen nahen Weidenbaum fest. Beide machten sich sogleich an die Arbeit. Der Vater haute mit seinem Handbeil

Weidenzweige ab und band sie mit zarten Weidensprossen in Büschel. Gottfried machte es mit seinem kleinen Handbeile eben so, nur band er die abgehauenen Zweige in kleinere Büschel zusammen. Hierauf trugen sie, der Vater die größern und Gottfried die kleinern Büschel in das Schifflein. Der Vater freute sich, an seinem Gottfried einen so fleißigen Gehülfen zu haben. „So ist's recht," sagte er, „Kinder müssen nach Kräften ihren Eltern helfen. Wie der Vater die schwerere Last gerne auf sich nimmt, so soll der Sohn willig die leichtere Bürde tragen."

Nachdem sie die Weiden in das Schifflein gebracht hatten, sagte der Vater: „Nun laß uns ausruhen und unser Mittagsmahl halten! Nach der Arbeit ist die Ruhe süß, und das Essen schmeckt, wenn man sich hungerig gearbeitet hat, noch ein Mal so gut." Gottfried freute sich, seinen Vater zu bedienen. Er brachte einen Krug Milch unter einen schattigen Pappelbaum am Ufer des Meeres, brockte Brod in die irdene Schüssel und goß die Milch daran. Nachdem Beide, wie sie zu Hause es vor Tisch gewohnt waren, gebetet hatten, setzten sie sich auf den schönen grünen Rasen und griffen nach den blechernen Löffeln. Die süße, frische Milch schmeckte ihnen herrlich. Nachdem die Schüssel leer war, aßen sie noch Butterbrod, das ihnen eben so gut schmeckte. Unter dem Essen erzählte der Vater, wie sein Großvater einst auf dieser Insel gewohnt habe, aber später-

hin auf das feste Land hinüber gezogen sei. „Er war ein sehr gottesfürchtiger, rechtschaffener Mann,“ sprach der Vater. „Das Haus, das er drüben nächst dem Dorfe erbaute, haben wir, seine Enkel und Urenkel, noch jetzt inne.“ „Nun,“ sagte Gottfried, „da hat mein seliger Urgroßvater sehr wohl daran gethan, daß er sich näher zu den Menschen heran machte. Es ist zwar sehr schön auf dieser Insel, allein um Alles in der Welt möchte ich nicht so entfernt von den Menschen hier wohnen.“

Als Beide satt waren und Gott für seine Gaben gedankt hatten, sprach der Vater: „Jetzt will ich Dir noch eine besondere Freude machen. Hole die Körbe aus dem Schifflein und komm’ mit mir!“ Der Vater führte Gottfried tief in das Dickicht. Sie kamen auf einen freien grünen Platz, auf dem ein herrlicher Wallnußbaum stand. Der Baum breitete sein schönes Laub weit in die blauen Lüfte aus und hing voll reifer Nüsse. Gottfried hatte über den unerwarteten Anblick eine ganz ungemeine Freude. Denn da die Nüsse schon seit mehrern Jahren nicht gerathen waren, so war nie die Rede von dem Baume, und Gottfried wußte nichts von ihm. „Sieh’,“ sagte der Vater, „diesen Nußbaum hat Dein Urgroßvater gepflanzt. Von andern Bäumen, die er pflanzte, sind wenige mehr übrig. Dort aber am Felsen stand vor uralter Zeit das Haus des braven Mannes.“ Gottfried lobte seinen Urgroßvater, daß er den

schönen Baum gepflanzt hatte, fing aber sogleich an, von den abgefallenen Nüssen, die im Grase umher lagen, einige aufzulesen. Er schälte die grüne Schale mit den Zähnen ab und versuchte, die braune Schale aufzubeißen, um den Kern heraus zu bringen. Es kostete ihn nicht wenig Mühe und er sagte: „Vater, warum hat doch Gott den süßen Kern in zwei Schalen, eine gallbittere und eine steinharte, eingeschlossen?“ „Lieber Gottfried,“ sagte der Vater, „Gott hatte dabei die weisesten Absichten. Er wollte den köstlichen Kern, aus dem ein so herrlicher Baum werden soll, in der harten Schale wohl verwahren; die bittere Schale aber hält die Mäuse und andere Nagethiere ab, den Kern zu verzehren. Noch eine andere Absicht ist zuverlässig diese: Gott wollte uns in einem Sinnbilde belehren, wie wir das Bittere und Harte, das in dieser Welt über uns kommt, ansehen sollen. Wie wir diese Nüsse, trotz der bittern und der harten Schale, nicht verachten oder wegwerfen, sondern sie wegen des süßen, nützlichen Kerns für Wohlthaten Gottes erkennen, so sollen wir es auch mit den Leiden und Widerwärtigkeiten machen. Das Aeußerliche daran, das wir zuerst zu verkosten haben, ist nun freilich bitter und hart; wir müssen aber fest glauben, das Innere, der süße Kern, werde am Ende doch zum Vorschein kommen und uns Nutzen und Segen bringen.“

Der Vater stieg nun auf den Baum und fing an, einen

Ast nach dem andern zu schütteln. Gottfried sammelte voll Freude die Nüsse, die auf ihn herabregneten, in seinen Korb. Er achtete nicht darauf, daß sie ihm manchen Puff versetzten; er lachte nur. Indeß wurde ihm der Nußregen, wie er sich ausdrückte, doch zu stark, und er fand für gut, ihm ein wenig auszuweichen, ohne jedoch das Auflesen der Nüsse ganz zu unterlassen. So oft er einen Korb gefüllt hatte, eilte er damit dem Schifflein zu, schüttete die Nüsse in dem Schifflein aus und sprang mit dem leeren Korbe wieder zurück zu dem Baume, unter dem immer auf's Neue eine Menge Nüsse umher lag. „Wie wird die Mutter sich freuen," rief er zu dem Vater hinauf, „wenn wir so viele Nüsse nach Hause bringen! Und was für ein Jubel wird unter meinen Geschwistern entstehen, wenn ich ihnen so reichlich davon austheilen kann! Ich freue mich schon darauf. Es gibt doch keine größere Freude, als Andern Freude zu machen."

Zweites Kapitel.

Der Sturm.

Während Gottfried und sein Vater in dem dunkeln Wäldchen so beschäftigt waren, zogen, ohne daß sie es zur Zeit noch bemerkten, von der Landseite her schwarze Gewitterwolken auf. Gottfried war eben wieder mit einem Korb voll Nüsse in das Schifflein gestiegen, hatte den Korb aus-

geleert und freute sich über den zunehmenden Haufen der Nüsse, da erhob sich plötzlich ein furchtbarer Sturm, beugte die Bäume am Ufer und empörte die Meereswellen. Ein gewaltiger Windstoß riß das Schifflein los und nahm es mit sich fort in das Meer.

Gottfried schrie vor Entsetzen so laut er konnte. Der erschrockene Vater eilte an das Ufer; da erblickte er den jammernden Knaben bereits in weiter Ferne. Das ungestüme Meer brauf'te hoch auf; das kleine Schifflein schwebte bald hoch auf einer Meereswelle, bald sank es wieder zwischen die Wellen herab, daß der Vater nichts mehr davon sah; bald hob es sich wieder und schwankte so immer weiter und weiter fort. Der Vater sah den armen Knaben die Hände bald zum Himmel, bald gegen das Ufer ausstrecken; sein Jammergeschrei konnte er aber vor dem Sausen des Sturmes in den Bäumen und vor dem Getöse des Meeres nicht mehr hören. Der ganze Himmel überzog sich in wenigen Augenblicken mit finstern Wolken und dunkle Nacht bedeckte das Meer. Gezackte Blitze, die unter entsetzlichem Krachen hoch vom Himmel in das Meer schlugen, erhellten von Zeit zu Zeit das finstere Gewölk und die dunkeln Fluthen. Nur bei'm Leuchten der Blitze sah der bestürzte Vater auf Augenblicke noch das schwankende Schifflein und die emporgestreckten Arme des unglücklichen Gottfried's. Die weißen Hemdärmel machten sie noch in weiter Ferne sichtbar. Ein heftiger

Platzregen stürzte jetzt hernieder und verschloß, gleich einem niederrauschenden Vorhang, die Aussicht auf das Meer. Der Vater sah nichts mehr von seinem lieben Gottfried und dem Schifflein, sank trostlos unter einen Weidenbaum hin und brachte den Abend und die Nacht in tiefer Betrübniß zu.

Die Mutter und die Kinder waren indessen zu Hause in großen Aengsten. Als das Gewitter so plötzlich ausgebrochen und die grüne Insel im Regenschauer und Gewitternacht verschwunden war, rief die Mutter todtenbleich ihren zitternden Kindern zu: „O, Kinder, betet! Gott gebe, daß dieses fürchterliche Wetter Euern Vater und Bruder nicht auf dem offenen Meere überfiel! Wenn das wäre, so wäre es schrecklich. O, dann wolle Gott sich ihrer erbarmen!“ Sie kniete in Mitte ihrer Kinder nieder und betete. Als das Wetter anfing, sich zu verziehen, und die grüne Insel wieder zum Vorschein kam, schauten Mutter und Kinder beständig aus dem Fenster, ob sie kein Schifflein erblickten. Sie sahen keines. Die Mutter brachte die Nacht sehr bekümmert zu und schloß fast kein Auge.

Als endlich der Morgen, ganz ungemein schön und heiter, anbrach, die Sonne bereits hoch am Himmel stand und das Schifflein noch immer nicht kommen wollte, ward ihr sehr bange. Es wurde Mittag, und noch immer wartete sie vergebens. Ihre Angst stieg auf's höchste. Sie lief jammernd

zum Fischer Thomas und klagte ihm ihre Noth. Der Fischer erschrack, schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist bedenklich, daß sie noch nicht da sind. Ich will einmal hinüber fahren auf die grüne Insel und sehen, was sie treiben, daß sie so lange nicht kommen.“ Er stieg eilends in ein Schifflein und ruderte hinüber.

Mutter und Kinder waren indeß voll banger Erwartung. Endlich sahen sie das Schifflein in der Ferne kommen. „O, Gottlob,“ rief die Mutter, „Thomas kommt nicht allein! Nun ist Alles gut.“ Sie eilte mit ihren Kindern voll Freude an's Ufer. Als aber das Schifflein dem Lande näher kam, rief sie erschrocken: „Wo ist Gottfried?“ Der Vater war todtenbleich, blickte sie schmerzlich an und schwieg. Sein tiefer Kummer machte ihn stumm.

Nachbar Thomas aber sprach zur Mutter: „Gott tröste Euch in Euerm Leid! Gottfried ist in dem Meere ertrunken. Ergebt Euch in den Willen Gottes! Was Gott thut, ist immer gut. Gottfried war, obwohl er seine Fehler hatte, ein gutgearteter, frommer Knabe, und hat es, wie wir hoffen, jetzt im Himmel besser, als wir hier auf Erden!“

Die Mutter wollte sich aber nicht trösten lassen; ihr Jammer war unaussprechlich. Die Kinder weinten und schrien laut. Sie dachten nicht mehr an Gottfried's Fehler, sondern nur an seine lobenswerthen Eigenschaften. Der Vater, selbst innig betrübt, vermochte nicht, sie zu trösten.

Eltern und Kinder fanden endlich ihre einzige Beruhigung über Gottfried's Verlust in dem tröstlichen Gedanken: „Es war nun einmal Gottes Willen so. Gott hat ihn zu sich genommen; ihm sei er zurückgegeben. Im Himmel werden wir unsern lieben, guten Gottfried wieder sehen."

Drittes Kapitel.

Die Felseninsel.

Gottfried, der von Eltern und Geschwistern als todt beweint wurde, lebte noch. Er hatte zwar auf dem tobenden Meere eine wahre Todesangst ausgestanden. Jeden Augenblick meinte er, das Schifflein, über dem die Meereswellen zusammen schlugen, werde untersinken. In seiner großen Angst hatte er ohne Aufhören die Hände zum Himmel ausgestreckt und zu Gott um Gnade und Erbarmung gefleht. Endlich warf der Sturm das Schifflein auf eine felsige Insel. Gottfried sprang, sobald er merkte, das Schifflein habe auf festen Grund gestoßen, eilends heraus, watete durch das schäumende Wasser vollends an's Land und erklimmte, tröpfelnd von Platzregen und Meerwasser, den nächsten Felsen. Als er sich von Angst und Schrecken etwas erholt hatte und in das stürmische Meer hinaus blickte, sich aber in Sicherheit sah, da sank er auf die Knie und dankte Gott mit aufgehobenen Händen. „Du, o Herr," rief er, „dem Wind und Meer gehorchen; Du, zu dem ich in meiner

Todesangst um Hülfe flehte, hast mein Flehen erhört; Dir sei unendlicher Dank!"

Er blickte jetzt hinab auf sein Schifflein. Die gewaltige Meereswoge hatte es gerade zwischen zwei hohe Felsen geschleudert, die hier eine Lücke ließen. „Guter Gott," sagte Gottfried gerührt, „der trefflichste Schiffer hätte die Oeffnung zwischen den Felsen nicht genauer treffen können. Wer lenkte das Schifflein, ohne ein Ruder zu gebrauchen, so sicher hierher? Wer gab den Winden und Meereswellen so zu sagen Verstand, daß sie mich gerade hierher trieben? Wäre das Schifflein mehr rechts oder links an die Felsenwand angefahren, so wäre es in Stücke zerscheitert und ich wäre in den gewaltigen Fluthen untergegangen. Deine allmächtige Güte, Deine allwaltende Vorsicht, barmherziger Gott, hat mich diesen Weg zu meiner Rettung geführt! Mein ganzes Leben lang will ich Dir dafür danken."

Das Gewitter fing an, sich zu verziehen; die untergehende Sonne blickte aus zerstreuten goldenen Wolken hervor. Gottfried schaute von dem hohen Felsen hinaus in das weite Meer. Die grüne Insel mit den großen, schattigen Bäumen kam ihm so klein vor wie ein Büschchen grünes Moos, das er leicht hätte mit seinem Strohhute bedecken können. Das noch weiter entfernte Land erblickte er nur noch an der äußersten Grenze des Himmels, wo Himmel und Meer zusammen zu fließen schienen. Die höchsten Berge glichen

einem niederigen dunkelblauen Gewölke, das der Glanz der Abendsonne da und dort röthlich beleuchtet. Von Gottfried's väterlicher Hütte, von dem Hügel, auf dem sie stand, von den Bäumen, die sie umgaben, war nichts mehr zu sehen. „Ach, Du lieber Gott,“ sagte Gottfried weinend, „wie unermeßlich weit bin ich von meinen lieben Eltern und Geschwistern entfernt! Diese Felsen, auf denen ich mich befinde, kann man von dem Lande aus nicht einmal sehen. Ich wenigstens habe sie nie gesehen, nie etwas davon gehört; ich hörte nur immer sagen, gegen diese Seite des Meeres hin befinde sich auf fünfzig Meilen weit kein Land. Meine Eltern glauben sicher, ich sei ertrunken; es kann ihnen gar nicht einfallen, mich hier abzuholen. Ich werde es schon wagen müssen, in dem kleinen Schifflein zu ihnen hinüber zu fahren.“

Die stürmischen Wellen legten sich nach und nach; das Meer wurde ruhig und glich wieder einem grünlichen Spiegel; die Meeresfluth hatte sich zurück gezogen und das Schifflein lag auf dem Trockenen. Gottfried kletterte von dem Felsen herab, stieg in das Schifflein und hatte keinen geringen Schrecken. Der Boden des Schiffleins war zerborsten. Mehrere Nüsse waren hinaus gerollt und lagen auf dem felsigen Grunde umher. Die Seitenwände des Schiffleins hielten nur so schlecht zusammen, daß sie beinahe von selbst auseinander fielen. So mächtig hatte der Sturm

das Schifflein auf den Felsengrund geworfen. „Ach, Gott,“ rief der bekümmerte Knabe, „das Schifflein ist nicht mehr zu gebrauchen! Auch die beiden Ruder sind verloren. Ich bin auf dieser wüsten Insel wie gefangen und eingesperrt; ich werde mein Lebenlang hier bleiben müssen, Vater, Mutter und Geschwister auf dieser Welt nicht mehr sehen.“ Er stand mit gerungenen Händen in dem Schifflein; sein Angesicht war bleich von Schrecken und reichliche Thränen floßen über die erblaßten Wangen.

Allein jetzt erschien in den schwarzen Gewitterwolken, die nur noch eine Seite des Himmels bedeckten, ein lieblicher Regenbogen und spiegelte sich im Meere; dieser war etwas bläſſer und bildete mit dem am Himmel einen großen, herrlichen silberfarbenen Ring. Gottfried ward von dem wunderschönen Anblicke entzückt und sagte: „O, Gott, da Du in Deinen Werken so freundlich bist, wie können Menschen noch traurig und verzagt sein! Der schöne Regenbogen soll mir ein liebliches Zeichen Deiner Huld und Gnade sein, wie einstens dem Noah. Wie Du nach Regen wieder Sonnenschein schickest und nach Blitz und Donner den schönen Regenbogen erscheinen lässest, so schickst Du nach dem Leiden wieder Freude und nach der Trübsel wieder fröhliche Tage. Was Du auch noch für Noth und Jammer über mich senden wirst, so wird doch meine Traurigkeit sich wieder in Freude verwandeln. Du hast mich ja eben vom Tode er-

rettet — wie solltest Du nicht weiter für mich sorgen! Auf Dich will ich vertrauen und wieder guten Muth fassen."

Er dachte nun vor Allem darauf, seinen kleinen Vorrath von Lebensmitteln in Sicherheit zu bringen. Die Nüsse faßte er in den Korb, trug sie auf dem Kopfe an eine ebene Stelle zwischen den Felsen und schüttete sie da aus. Es waren einige Körbe voll. Die Milchkrüge waren während des Sturmes umgeworfen und zerschmettert worden. Nur ein irdener Krug, der Kochtopf und die Schüssel waren ganz geblieben. Er trug sie sorgfältig an die Stelle zwischen den Felsen. Hierauf brachte er auch die wenigen Geräthschaften dahin, die sich in dem Schifflein befanden: das größere und kleinere Handbeil, den Mantel, seine Jacke und einiges Andere. Er war sehr froh, daß er Alles, wovon man Gebrauch gemacht hatte, sogleich wieder ordentlich in das Schifflein gebracht hatte. Auch die Bretter des Schiffleins machte er vollends los und zog sie weiter hinein auf das Land. „Wer weiß, ob ich sie nicht brauchen kann?" dachte er; „es wäre Schade, wenn das Meer, sobald es wieder höher steigt, sie hinweg schwemmte." Er arbeitete bis spät in die Nacht; der Vollmond, der Meer und Felsen erhellte, leuchtete ihm dazu.

Die Arbeit des Tages und die ausgestandenen Schrecken und Aengsten hatten ihn sehr ermüdet. Es machte ihm bange, so einsam unter freiem Himmel übernachten zu müssen; er

ward auf's Neue bekümmert, wie es ihm auf dieser Insel noch weiter gehen werde. Allein er dachte: Gott hat bisher gesorgt, er wird weiter sorgen; und sein lieber Sohn sagt ja: Sorget nicht auf morgen! Gottfried betete, wie er es gewohnt war, sein Abendgebet und legte sich neben seinen wenigen Habseligkeiten nieder. Es hatte auf der Insel nur wenig geregnet und der felsige Grund war schon wieder vollkommen trocken. Er deckte sich mit dem Mantel seines Vaters zu und schlief, indem er sich noch ein Mal dem Schutze Gottes empfahl, getrost ein.

Viertes Kapitel.

Eine Wanderung.

Gottfried schlief, da er sehr müde war, die Nacht hindurch auf dem harten Felsenlager so sanft wie auf Flaumfedern. Anfangs hatte er zwar unruhige Träume. Er meinte noch immer, das Krachen des Donners und das Brausen des Meeres zu hören, und in dem Schifflein hin und her zu schwanken. Bald war es ihm, er sinke sammt dem Schifflein in den tobenden Meeresfluthen unter; bald kam es ihm vor, das Schifflein werde an den Felsen zerschmettert, er falle in's Wasser und bemühe sich vergebens, an den steilen Felsen empor zu klimmen. Allein gegen Morgen hatte er einen sehr lieblichen Traum. Es träumter ihm, er komme nach Hause. Seine Eltern und Geschwister waren eben im

Garten; alle Bäume prangten mit frischem, grünem Laube und mit purpurrothen Aepfeln und goldgelben Birnen, die so schön waren, wie er sie in seinem Leben noch nie gesehen hatte. Der Vater saß auf dem Ast eines großen Apfelbaumes, den er eben schüttelte. Die herabgefallenen Aepfel glänzten hell wie Gluth im Grase. Mutter und Kinder sammelten sie geschäftig in zierliche Körbe und grüßten Gottfried, sobald sie ihn erblickten, mit unbeschreiblicher Freude. Der Vater stieg eilends vom Baume herab und reichte ihm liebreich die Hand. Die Mutter schenkte ihm die allerschönsten Aepfel, die in einem großen Korbe hoch aufgehäuft waren.

Allein als Gottfried in seinem erfreulichen Traume eben die Hand nach einem Apfel ausstrecken wollte, erwachte er. Das Geschrei der Seevögel, die mit anbrechendem Morgen an den hohen Felsen umherflogen, hatten ihn aufgeweckt. Als er nun die Augen aufschlug und die furchtbaren Felsen erblickte, die drohend über ihn herhiengen; als er hinausschaute in das weite Meer und nichts sah als Himmel und Wasser, da schauderte ihm. Er wurde recht von Herzen betrübt und fing an, schmerzlich zu weinen.

Eine Schaar von Seevögel flog mit freudigem, lautem Geschrei dem festen Lande zu. „Ach, Ihr lieben Vögel,“ dachte Gottfried, könnte ich Euch doch Grüße an meine lieben Eltern aufgeben; könntet Ihr ihnen doch die Nachricht brin-

gen, daß ich noch lebe, aber hier von dem Meere eingeschlossen sei. Mein guter Vater und mein lieber Taufpathe wagten es gewiß, so gefährlich es auch wäre, mich nach Hause zu holen.

Indeß ermannte er sich wieder, stand auf und betete mit großer Andacht sein Morgengebet. Er verzehrte hierauf einige Nüsse und ein Stückchen Brod zum Frühstücke und beschloß dann, die Insel näher in Augenschein zu nehmen. „Vielleicht" dachte er, „finde ich noch einige fruchtbare Bäume oder Gesträuche, von denen ich mich nähren und mein Leben fristen kann, bis mich Gott von dieser Insel erlös't. Auch scheint es mir doch möglich, daß einige Menschen hier wohnen; die verstehen sich dann gewiß auf die Schifffahrt und sind dann schon so mitleidig und führen mich zurück in meine Heimath.

Er packte ein paar Stücke Butterbrod, die er sorgfältig so zusammen legte, daß die mit Butter bestrichene Seite nach innen kam, in sein Taschentüchlein, und that so viele Nüsse dazu, als hineingingen. Er war so klug, um recht viele hineinzubringen und nicht so schwer zu tragen, die grünen Schalen zuvor abzuschälen. Hierauf suchte er aus den gesammelten Weidenstäben einen der stärksten aus, haute mit dem Beil ein Stück davon ab, und trat nun mit diesem seinem Reisestabe und seinem Bündelein seine Wanderung an.

Es war eine mühevolle, gefährliche Reise. Er mußte hohe Felsen erklimmen und sich in tiefe Schluchten hinab wagen, um weiter zu kommen. Die ganze Insel bestand aus ungeheuer großen, schwarzbraunen Felsenmassen, die hoch aus dem Meere emporragten und gegen die Mitte der Insel hin sich immer höher und höher erhoben. Das Herz bebte ihm bei dem schauerlichen Anblick. Mehrmals kam er in eine Felsenschlucht, aus der er keinen Ausweg fand, und mußte auf dem nämlichen Wege zurückkehren. Mehrmals versuchte er, bald diesen, bald jenen Felsen zu erklimmen, fand ihn aber so steil, daß er nicht mehr höher hinauf kommen konnte und dann mit noch größerer Gefahr wieder herrabklettern mußte. Nirgends fand er eine menschliche Spur, auch nicht einmal die Fußstapfen eines Thieres. Vergebens spähte er nach fruchtbaren Bäumen oder Gesträuchen umher; er sah nichts Grünes als das Moos, mit dem einige Felsen bewachsen waren. Nur hier und da entdeckte er ein kleines Gebüsch von niederigen Tannen, die in dem felsigen Grunde kümmerliche Nahrung fanden. „Ach, Du mein Gott,“ seufzte er und blickte schmerzlich zum Himmel, „wenn ich längere Zeit in dieser schauerlichen Wildniß bleiben muß, so werde ich sicher Hungers sterben müssen!“

Indeß setzte er, in der Hoffnung, daß es noch besser kommen werde, seine mühsame Wanderung fort. Die Sonne schien zwischen diesen Felsen sehr heiß; der Schweiß floß ihm

von Stirne und Schläfen, und es fing an, ihn heftig zu dürsten. Die Felsen waren aber hier wie von dem Feuer ausgebrannt, dürr und trocken. „Ach, Gott," seufzte er, „bevor mich der Hunger tödtet, werde ich wohl vor Durst umkommen! Hilf mir doch, lieber Vater im Himmel!" Nachdem er noch eine Strecke gegangen war, hörte er das Murmeln einer Quelle. Er eilte hin. Die Quelle war zwar nur klein, aber das Wasser frisch und hell, wie Krystall. Er setzte sich an der Quelle nieder, um sich erst abzukühlen; dann trank er nach Herzenslust. Er aß etwas Butterbrod und einige Nüsse und trank dann wieder. Er hatte es noch nie so eingesehen, was für eine große Wohlthat Gottes das Wasser sei, das man so wenig achtet, weil es in so großer Menge vorhanden ist. „O, Du lieber Gott," sprach er, „wie gut bist Du, wie danke ich Dir für diesen erquickenden Trank! So lange ich hier bin, wird es mir nicht daran fehlen; allein wie lange werde ich an Brod und Nüssen haben? Doch Du, der Du mich nicht verdursten ließest, wirst mich auch vor dem Hungertode zu retten wissen. Jede Hülfe von Dir ist, wie meine Mutter sagt, gleichsam ein Pfand, daß Du ferner helfen werdest."

Er ging an dem Quellchen weiter hinauf und kam in ein junges, freundlich emporgrünendes Tannenwäldchen, in dem das helle, klare Wasser aus einem Felsen hervorquoll. Der Fels erhob sich von hier aus allmälig zu einer ansehn-

lichen Höhe, und Gottfried hatte, um den Gipfel zu erreichen, wohl eine halbe Stunde aufwärts zu gehen. Endlich stand er auf der höchsten Spitze der Insel. Es wurde ihm recht schauerlich zu Muthe, als er die ganze Insel mit allen ihren Felsenzacken und Tannengipfeln zu seinen Füßen sah und rings umher das unermeßliche Meer erblickte. „So bin ich denn,“ sprach er, „ganz allein hier, durch diese unübersehbare Menge Wassers von allen Menschen getrennt, und gleichsam hierher auf diese unfruchtbare Insel verbannt. Doch, ich will nicht verzagen. Gott, der mich aus dem stürmischen Meere hierher rettete, wird mich auch hier zu erhalten wissen. Da drunten unter jenen grünen Tannen bei der Quelle will ich meine Nachtherberge aufschlagen und meinen kleinen Vorrath von Lebensmitteln und meine wenigen Geräthschaften dorthin bringen. Hier aber auf diesem Felsengipfel will ich alle Tage sitzen und Acht haben, ob nicht vielleicht irgend ein Schiff hierher komme und mich wieder hinüber bringe auf das feste Land.“

Die Sonne ging jetzt unter und beleuchtete das ferne Land mit ihren feurigen Strahlen. Seine heimathlichen Berge glänzten wie Gold und Purpur. Gottfried sah mit Thränen in den Augen hinüber und sagte: „Lieber Vater im Himmel, der Du mich aus meiner Heimath hierher versetzt und mein kleines Schifflein trotz Sturm und Ungewitter sicher hierher geleitet hast, Dir ist es ein Leichtes, den Lauf des größten

Meerschiffes so zu lenken, daß die Leute darauf mir zu Hülfe kommen, ohne vorher von mir zu wissen, und daß sie mich dann wieder zurückführen in mein geliebtes Vaterland. Bei Dir ist ja kein Ding unmöglich. Du führest hinein in die Grube, aber auch wieder heraus. Auf Dich setze ich mein ganzes Vertrauen."

Er stieg getrost wieder von dem Felsen herab, ging in das Wäldchen, legte sich unter den dichten Tannenzweigen auf weiches Moos, und ein sanfter Schlaf schloß ihm die Augen.

Fünftes Kapitel.

Die Hungersnoth.

Gottfried nährte sich von dem wenigen Brode und seinen Nüssen und wartete alle Tage auf dem Felsengipfel, ob nicht ein Kaufmannsschiff oder ein Fischerschifflein sich der Insel nähere. Er sah sich fast die Augen aus; allein auf dem ganzen weiten, breiten Meere war kein Schiff zu sehen. Er fürchtete sehr, auf seiner Insel noch Hungers zu sterben. Er sah wohl ein, daß er mit seinem kleinen Vorrath von Lebensmitteln gut haushalten müsse, um damit so lange als möglich auszureichen. Er bezeichnete mit seinem Taschenmesser sein Brod mit Strichen, wie viel er täglich davon abschneiden und verzehren dürfe. Das Stücklein, das er täglich genoß, war sehr klein und steinhart. Er mußte es an der Quelle anfeuchten, um es genießen zu können. Auch

seine Nüsse zählte er mit größerer Aufmerksamkeit als ein Geiziger seine Goldstücke, und setzte eine sehr kleine Anzahl fest, die er täglich zu verzehren wagte. Er aß sich nie satt. Allein Brod und Nüsse wurden doch täglich weniger. Endlich kam der Tag, an dem er den letzten Bissen Brod, die letzte Nuß aufzehren mußte. Er legte sich Abends sehr bekümmert nieder, und am Morgen darauf quälte ihn der Hunger sehr. „Ach, Du lieber Gott," sprach er, „ich kann es nicht glauben, Du werdest mich verhungern lassen. Du hast ja bisher immer liebreich für mich gesorgt; Du hast mir einen Vorrath von Lebensmitteln auf die Insel mitgegeben, ohne den ich längst verhungert wäre. Da nun Brod und Nüsse zu Ende sind, so wirst Du mich andere Nahrungsmittel auffinden lassen. Auf Dich vertraue ich; Du wirst mich sicher nicht verlassen."

Er spähte nun überall auf der Insel umher nach Wurzeln und Kräutern, sich davon zu nähren; allein da der Boden meistens felsig war, so entdeckte er nur wenige. Nur in der Quelle wuchs ziemlich viel Brunnenkresse. Er aß die grünen Blättchen und die saftigen Stengel begierig; er suchte alle, von dem Ursprunge der Quelle an bis an das Meer, sorgfältig auf. Allein sie waren nicht nahrhaft genug, seinen Hunger zu stillen. Matt von Hunger setzte er sich auf einen Felsen am Meer und blickte hinüber zu dem festen Lande. „Ach Gott," sprach er, „wie viele Deiner Wohlthaten ge-

noß ich dort, ohne ihrer zu achten, ohne Dir recht von Herzen dafür zu danken! O, dort wächs't das liebe Brod wunderbar aus der Erde hervor; dort stehen fruchtbare Bäume und beugen die beladenen Aeste voll saftiger Aepfel und süßer Birnen zu uns herab, damit wir sie leichter pflücken können; dort flossen für mich Quellen von Milch und Honig. Verzeih', daß ich Dir nicht herzlicher dafür dankte! Ach, man erkennt Deine Wohlthaten erst recht, wenn man sie nicht mehr hat.

Indem er so sprach, bemerkte er in dem klaren, hellen Wasser des Meeres einige Fischlein mit rothen Flossen und schwarzen Augen, die lustig umher schwammen, „Ach," dachte er, „wenn ich sie nur fangen könnte, um meinen quälenden Hunger zu stillen! Allein ich habe kein Netz und sie mit den Händen zu haschen, ist unmöglich." Es war dem armen, hungerigen Gottfried sehr schmerzlich, die Fischlein so nahe vor Augen zu sehen, ohne sie erreichen zu können, und eine andere Art zu fischen, als mit Netzen, war ihm nicht bekannt. „Lieber Gott," sagte er, „Dein lieber Sohn spricht ja, ein Vater, den sein Sohn um einen Fisch bittet, gibt ihm keine Schlange. Gib mir doch ein, wie ich dieser Fischlein habhaft werden könne, damit ich nicht verhungere!"

Jetzt kam ein Vögelein geflogen und setzte sich auf den Ast einer Tanne, die auf dem nächsten Felsen stand und sich in dem Meere spiegelte. Das Vögelein hatte ein Würmlein im Schnabel. „Lieber Vater im Himmel," rief Gottfried,

„Du nähreſt ja den Vogel in der Luft, wie Dein lieber Sohn es uns treulich verſichert und wie ich es eben jetzt mit Augen ſehe. Ach, laß mich armen Knaben nicht verſchmachten!" Das Vögelein ſchlug jetzt das Würmlein, das ſich lebhaft krümmte, gegen den Aſt, um es zu tödten. Allein das Würmlein entfiel ihm in das Waſſer. Die Fiſchlein eilten blitzſchnell und ſchaarenweis herbei; eines derſelben erhaſchte das Würmchen und verſchlang es.

„Ei," dachte Gottfried, „wenn ein ſolches Würmlein an einem Faden angeknüpft wäre und ein Fiſchlein verſchlänge es, ſo könnte ich vielleicht das Fiſchlein an dem Faden aus dem Waſſer ziehen!" Sein Strohhut lag neben ihm. Gottfried faſerte das Band auf, das ſeine Schweſter um den Hut gewunden hatte, drehte einen langen Faden zuſammen, ſuchte ein Würmlein, knüpfte es daran und ließ es in das Waſſer hinab. Allein ſo gar nahe wollten die Fiſchlein nicht heran kommen. Er band nun den Faden an ſeinen Reiſeſtab und ließ das Würmlein in das Waſſer hinab. Sogleich ſchnappte ein Fiſchlein darnach und verſchlang es; allein Gottfried zog den Faden wieder leer zurück.

„Das geht nicht," ſagte er, „es ſollte ein Häcklein an dem Faden ſein, an dem das Fiſchlein hängen bliebe." Er nahm eine von den Stecknadeln, mit denen das Band an dem Strohhute befeſtigt war, krümmte die Nadel, die ziemlich ſtark war, zu einem kleinen Hacken, knüpfte den Faden

unter dem Stecknadelknopfe fest, steckte ein Würmlein an den Hacken und ließ ihn hinab in das Wasser. Sogleich schnappte ein Fischlein darnach und verschlang das Würmlein. Gottfried zog den Faden schnell empor, und — o, der Freude! — ein silberhelles Fischlein zappelte daran. Er machte das Fischlein los und wiederholte den Versuch öfter. Nicht alle Mal gelang es; allein er brachte doch in kurzer Zeit ein halbes Dutzend Fischlein zusammen. Wer war nun glücklicher als er? Unter den Geräthschaften des Schiffleins hatten sich Stahl, Stein und Zunder gefunden. Er sammelte dürre Zweige und schürte ein Feuer an, um die Fischlein zu braten. Er konnte nun nach langem Hunger sich wieder satt essen und dankte Gott dafür auf den Knien. Seine Erfindung freute ihn unbeschreiblich und er beschäftigte sich nun täglich mit dem Fischfange.

Indeß sah er von dem Felsen herab auch viele größere Fische in dem Meere schwimmen. „Ach," rief er, „wenn ich einen solchen Fisch fangen könnte, so hätte ich auf ein paar Tage genug daran." Er begriff wohl, daß ein solcher Fisch mit dem schwachen Werkzeuge einer Stecknadel sich nicht fangen lasse. Er sann hin und her, wie er einen stärkern Hacken bekommen könnte. Jetzt fiel ihm ein, daß in den Brettern des zertrümmerten Schiffleins mehrere eiserne Nägel stecken müßten. Er eilte hin, zog einen Nagel aus einem Brette, schliff und spitzte ihn an einem Steine wohl

zu, krümmte ihn zu einem Hacken, drehte aus mehrern Fäden seines leinenen Halstuches eine starke Schnur, band den Angelhacken daran fest, steckte einen größern Wurm an den Hacken, und es gelang ihm nun, auch größere Fische zu fangen. Er war darüber hoch erfreut.

Allein Gottfried merkte bald, daß seiner Erfindung noch Vieles fehle. Oefter hatte er einen Fisch an der Schnur schon hoch empor gezogen und der zappelnde Fisch fiel wieder in das Wasser zurück. Gottfried sann lange nach, woher dieses komme. Er war von Kindheit auf sehr wißbegierig und auf Alles aufmerksam gewesen. Da fiel ihm nun ein, daß er einst bei einem Jäger einige Pfeile gesehen, womit man damals zu schießen pflegte, und daß er den Jäger gefragt habe, wozu die Widerhacken daran dienten. Der Jäger hatte ihm gesagt, die Widerhacken dienten dazu, daß der Pfeil in der Wunde fest hafte und nicht mehr herausfallen könne. Gottfried versuchte nun, einen Angelhacken mit Widerhacken zu verfertigen; seine zwei Beile und sein Messer mußten ihm dabei zum Hammer und Meißel dienen. Mit unsäglicher Mühe und Arbeit brachte er endlich einen Hacken zu Stande, der wenigstens mit einem Widerhacken versehen war. Er angelte damit, und zu seiner großen Freude geschah es selten mehr, daß ein gefangener Fisch in das Wasser zurück fiel.

Indessen gab es an seiner Erfindung immer noch etwas zu verbessern. Es war dem kleinen Fischer sehr beschwerlich,

den Stab immer in gleicher Höhe emporzuhalten und scharf aufzumerken, ob ein Fisch anbeiße, um ihn schnell genug herauszuziehen. Da verwickelte sich ein Zweiglein, das im Wasser schwamm, in die Angelschnur. Gottfried bemerkte, daß er nun seinen Stab wohl nicht mehr in so gleicher Höhe zu halten brauche; denn wenn er die Schnur auch nachließ, so hinderte das Zweiglein, daß der Hacken auf den Grund sank. Auch nahm er bald wahr, das Zweiglein zeige es augenblicklich an, wenn ein Fisch den Hacken mit dem Wurme berühre, um ihn zu verschlingen, und Gottfried konnte ihn nun gerade im rechten Augenblick herausziehen. Anstatt des Zweigleins befestigte er ein Stücklein Holz an der Schnur. Nun war dem guten Gottfried sein Fischfang sehr erleichtert und die Erfindung des Angels erst vollständig. Erfahrung und Nachdenken lehrten ihn noch andere Vortheile. Er dankte Gott, daß er den Menschen Verstand gab, so nützliche Dinge zu erfinden.

Gottfried kam indeß noch ein Mal in große Noth und mußte einige Tage bittern Hunger leiden. Das Meer war so stürmisch, daß er nicht angeln konnte. Die Meereswellen schlugen mit donnerndem Getöse so hoch empor, daß er es gar nicht wagte, dem Ufer näher zu kommen. Er sann nach, wie er sich künftig vor Mangel an Nahrung sicher stellen könne, und kam auf den Gedanken, eine Fischgrube anzulegen. Er fand nicht weit von der Quelle eine ziemlich geräumige Ver-

tiefung in dem felsigen Grunde. Er leitete die Quelle hinein und die Grube füllte sich bald mit klarem Wasser. Hier bewahrte er nun seine gefangenen Fische auf und hatte nun immer hinreichenden Vorrath. Jetzt erst war er aller Nahrungssorgen überhoben. „O, wie froh bin ich," sagte er, „daß ich das Hungersterben nicht mehr fürchten darf! Wie danke ich Dir, lieber Gott! Nun will ich gerne auf meiner Insel aushalten, so lange es Dein heiliger Wille ist. Zu rechter Zeit wirst Du mich schon aus meiner Gefangenschaft erlösen."

Sechstes Kapitel.

Die Felsenhöhle.

Da nun Gottfried nicht mehr von Hunger und Nahrungssorgen gequält war, so regte sich die Sehnsucht nach Eltern und Geschwistern wieder mächtiger in seinem Herzen. Er schaute täglich und stündlich nach allen Weltgegenden, ob sich noch kein Schiff sehen lasse.

Eines Morgens, da er wieder die Felsenspitze bestieg, erblickte er plötzlich ein großes Schiff. Es war kaum eine Meile weit entfernt und die ausgespannten Segel waren von den goldenen Strahlen der Morgensonne röthlich beleuchtet. Ein Freudenschauer überfiel den guten Gottfried; er zitterte vor Furcht und Hoffnung. Unverwandt blickte er nach dem Schiffe, das seinen Lauf gerade auf die Insel richtete.

Es kam immer näher. Gottfried holte eilends eine lange Stange von Tannenholz, die er schon in Bereitschaft hatte, befestigte sein Taschentuch oben daran und schwang nun, auf dem Felsengipfel stehend, diese rothe Fahne hin und her, um dem Schiffe ein Zeichen zu geben. Allein ehe das Schiff so nahe gekommen war, daß es dieses Zeichen bemerken konnte, änderte es auf ein Mal seinen Lauf und segelte an der Insel vorbei. Gottfried folgte mit seinen Blicken dem Schiffe, bis es an der äußersten Grenze des Himmels aus seinen Augen verschwunden war, und sank dann trostlos und tiefbetrübt auf dem Felsen nieder.

Er weinte lange schmerzlich. Doch jetzt kamen ihm die Worte zu Sinne, die sein Vater einmal bei einer vereitelten Hoffnung gesagt hatte: „Oft scheint uns im Unglücke die Hülfe Gottes sehr nahe und verschwindet wieder; allein wir müssen deßhalb nicht verzagen. Das ist nur eine Prüfung, durch die uns Gott im Vertrauen auf ihn und in der Geduld bewährt machen will. Er wird dann später und um so herrlicher helfen. Ja, wenn er uns auch in unserm Elende umkommen ließe, so dürfen wir in dem Glauben an seine weise Vaterliebe doch nicht wanken. Denn Alles, was Gott über uns schickt, ist zu unserer Seligkeit, wenn nicht in diesem, doch in jenem Leben.“ Mit diesen Worten seines Vaters tröstete sich Gottfried und faßte wieder Muth.

Indeß gab er die Hoffnung nicht auf, es werde wohl noch

ein anderes Schiff der Insel näher kommen und ihn mit sich nehmen. Allein nunmehr wurde die Jahreszeit immer rauher. Der Spätherbst stellte sich mit heftigen Regengüssen ein; es regnete Tag und Nacht in Einem fort. Die dichten Tannenäste, unter denen Gottfried sein Nachtlager aufgeschlagen hatte, gewährten ihm keinen Schutz mehr. Er lag da wie unter der Dachtraufe; der Boden war so durchnäßt, daß in dem Wäldchen nirgends mehr ein trockenes Plätzchen zu finden war. Der lang andauernde Regen nahm nun wohl ein Ende, allein der Winter rückte immer näher; kalte Winde wehten, und das Tannenwäldchen war nicht dicht genug, sie abzuhalten. Den armen Gottfried fror es zu Nacht so stark, daß er vor Frost zitterte. „Ach, Du mein Gott,“ sagte er eines Morgens, fast erstarrt, „wie wird es mir erst gehen, wenn es ganz Winter ist! Wenn ich dann in dem luftigen Wäldchen auf dem gefrornen Boden liegen muß, so werde ich gewiß erfrieren. Du lieber Gott, laß mich doch ein Plätzchen finden, wo ich vor Frost und Nässe sicher bin!“

Er machte sich sogleich auf, ein solches Plätzchen zu suchen. Zwischen dem höchsten Felsen der Insel, auf dessen Gipfel Gottfried täglich stieg, und zwischen einem andern Felsen, der beinahe so hoch war, lag ein kleines, grünes Thälchen. Gottfried hatte es von dem Felsengipfel aus oft mit Vergnügen betrachtet, allein vergebens einen Eingang dazu ge-

sucht. Von einem der steilen Felsen, die es umgaben, hinunter zu klettern, war unmöglich. Er versuchte daher noch ein Mal, irgend einen andern Weg dahin auszuspähen. Endlich bemerkte er nur einige hundert Schritte von dem Ursprunge der Quelle einen hohen Felsen, der von oben herab gleichsam entzwei gespalten war. Er kletterte hinauf und kam durch die Oeffnung glücklich in das schmale, enge Felsenthälchen. In einem der Felsen erblickte er eine Höhle, deren Eingang von einem paar alten Tannen beschattet war. Er ging in das ziemlich geräumige Gewölbe hinein und rief voll Freude: „Diese Höhle ist ganz für mich geschaffen; hier kann ich mich leicht vor Regen und kalten Winden sichern. Du sorgst doch für Alles, lieber Vater im Himmel! Du hast mich, so lange ich hier bin, mit Nahrung versehen; Du ließest mich eine Quelle finden, meinen Durst zu stillen und nun verschaffst Du mir auch noch eine schützende Wohnung für den Winter. So hart Du mich prüfest, so erkenne ich doch, selbst in dieser Prüfung, Deine zärtliche Vaterliebe. Ich kann Dir nicht genug dafür danken."

Gottfried war nun sehr geschäftig, sich reichliches Moos zu sammeln und es an der Sonne zu trocknen. Denn so kalt die Nächte waren, so schien den Tag über die Sonne doch sehr warm. Er trug das getrocknete Moos Abends in die Höhle und schlief in dieser seiner neuen Wohnung auf dem weichen Mooslager sogleich die erste Nacht sehr gut.

Gottfried richtete nun seine einsiedlerische Hauswirthschaft so gut als möglich ein. Er brachte seinen Wasserkrug, seinen Kochtopf und seine Schüssel, und was er sonst noch hatte, hierher. Vor Allem war er auf den nahen Winter bedacht. Er trug alles Holz, das er bereits gefällt hatte, hierher, fällte noch mehreres dazu und schichtete es nächst einem Felsen auf. Er versuchte, in der Höhle Feuer aufzuschüren; allein er mußte vor Rauch beinahe ersticken. Er sann nun darauf, wenigstens den Eingang der Höhle gegen das Eindringen kalter Winde zu verwahren. Er flocht aus Stäben und Zweigen von den noch vorhandenen Weiden eine Art Thüre und machte aus rohen Tannenstämmen, die er dicht an dem Eingange der Höhle in dem Boden befestigte, ein Thürgerüst. Anstatt der eisernen Thürbänder drehte er Bänder aus zähen Tannenzweigen, und die leichte Thüre ließ sich nun ohne Mühe öffnen und zumachen. Alle Zwischenräume verstopfte er mit Moos. Nur eine ganz kleine Oeffnung hatte er in der Thüre angebracht, um die Tageshelle zu sehen. Nunmehr war es ihm die Nacht hindurch in der Höhle warm genug. Zum Feuerherde wählte er einen trockenen Platz unter einem überhängenden Felsen in einer Ecke des Thälchens. Hier bewahrte er immer Gluth unter der Asche, um mit Hülfe dürrer Reiser, so oft er es nöthig hatte, ein lustiges Feuer aufzuschüren, bei dem er nicht nur seine Fische braten oder in dem Topfe sieden, sondern auch sich wärmen

konnte. Denn nur im Nothfalle wollte er mit Stahl und Stein neues Feuer schlagen. Er sparte seine wenigen Schwefelhölzchen wie Gold; um tausend Gulden wäre ihm keines feil gewesen. „Ohne ein solches Schwefelhölzchen," sagte er, „hätte ich meine Fische roh essen müssen; ja, ohne so ein klein wenig Schwefel, das kaum halb so groß als ein Gerstenkörnlein ist, hätte ich auf dieser Insel wohl gar schon erfrieren müssen. Eben so nützlich waren mir Stahl und Stein. Ueberall sind wir von Wohlthaten Gottes umgeben, die wir in glücklichen Tagen nicht dafür erkennen."

Der Winter stellte sich nunmehr ein. Als Gottfried eines Morgens aus seiner Höhle trat, hatte es die Nacht hindurch geschneit. Ein anderes Mal waren Felsen und Bäume mit weißem Duft bereift. Es kam dem armen Gottfried sehr gut, sich an dem wohlthätigen Feuer wärmen zu können, und er dankte Gott auch für diese Wohlthat.

Wenn nun Gottfried in den langen Winterabenden so einsam bei den lodernden Flammen saß, der Rauch zu dem gestirnten Himmel emporwallte und die bereiften Felsen und Tannen umher im Glanze des Feuers herrlich schimmerten, aber kalt und gefühllos da standen, so sehnte er sich wohl recht herzlich an den väterlichen Feuerherd zurück. Er dachte mit Thränen in den Augen daran, wie er ehemals dort bei seinen lieben Eltern und Geschwistern so vergnügt gewesen, wie der Vater bei'm Korbmachen kleine Geschichten erzählte,

die Geschwister umher saßen und Hanf spannen, und die liebreiche Mutter Netze strickte und gar oft Nüsse und gebratene Aepfel austheilte. „Einen Finger aus meiner Hand gäbe ich darum,“ sagte er öfter, „wenn ich nur eine Stunde dort sein könnte.“

Gottfried nahm den Winter hindurch noch eine Menge Arbeiten vor. Mit vieler Mühe verfertigte er aus den Brettern des gescheiterten Schiffleins einen Tisch und eine Bank, befestigte sie an einer Felsenwand und errichtete ein Bretterdach darüber, damit er doch außer der dunkeln Höhle an Regentagen im Trockenen sitzen, Angelschnüre drehen, Angelhacken schleifen, Fische abschuppen und andere dergleichen Geschäfte vornehmen, oder auch seine Mahlzeit verzehren könne. Den grünen Platz vor der Höhle ebnete er schön ab und klaubte oder wälzte die herumliegenden Steine hinweg. Den Weg zur Quelle machte er gangbarer und brachte an ein paar steilen, gefährlichen Stellen kleine Staffeln an.

Zu Anfang des Frühlings, da die Möven und ähnliche Seevögel, die in den Felsen am Meere nisteten, zu brüten anfingen, gelang es ihm, sich hier und da einige Eier aus ihren Nestern zu holen. Diese Möveneier waren dann für ihn eine seltene festliche Mahlzeit, weil sie nicht nur gut schmeckten, sondern auch bunt gefärbt waren und ihn an das Osterfest erinnerten, das in diese Zeit fiel. Die Brunnkresse und die zarten Blättchen der Kettenblume dienten ihm zum

Salat, die Wurzeln dieser Blumen wohl auch zur Speise. Das Meersalz, das er an den felsigen Ufern sammelte, kam ihm sehr gut zu statten, seine Speisen schmackhafter zu machen. Seine geringe Kost schlug ihm auch sehr gut an; er ward dabei immer stärker und größer. „O, wie wenig braucht der Mensch," sagte er oft, „um sein Leben zu erhalten und frisch und gesund zu bleiben!"

Die Stunden, in denen er nicht fischte, kochte, Holz fällte und ähnliche Arbeiten verrichtete, brachte er damit zu, aus den Muscheln, die das Meer auswarf, Perlen auszulesen. Da sonst kein Mensch hierher kam, sie aufzusuchen, so fand er sehr viele und darunter manche von seltener Schönheit. Auch sammelte er an den Felsen des Meeres Korallen. Er flocht aus Binsen niedliche Körbchen mit scharf anschließendem Deckel, in denen er die Perlen und Korallen aufbewahrte. „Ich hoffe," sagte er, „Gott werde mich das Angesicht meiner lieben Eltern noch ein Mal sehen lassen. Dann bringe ich ihnen doch einen kleinen Schatz mit nach Hause. Sie können dann für ihr herannahendes Alter sich manche Erquickung verschaffen und meinen Geschwistern ein Heirathsgut geben. Ach, die guten Eltern haben so viel an mir gethan, und ich kann es ihnen nicht vergelten! Wie gerne hälfe ich ihnen, da ich jetzt bereits ziemlich groß und stark bin, bei ihrer vielen Arbeit, wenn ich nicht so weit von ihnen entfernt wäre! Allein indem ich hier Perlen und Korallen für sie sammle,

bin ich ihnen vielleicht doch nützlich und arbeite für sie; und für ein Kind, das nicht ganz ohne alles kindliche Gefühl ist, gibt es keine süßere Arbeit, als für die geliebten Eltern zu arbeiten."

Siebentes Kapitel.

Der Freund in der Einsamkeit.

Gottfried lebte auf seiner Felseninsel so zufrieden und vergnügt, als ein munterer, lebhafter Knabe es in der tiefsten Einsamkeit nur immer sein kann. Unter beständiger Beschäftigung wurde ihm die Zeit nicht lang. Nur wenn trübe Regentage ihn nöthigten, unter seinem Bretterdache zu sitzen, oder wenn heftige Stürme, Frost und Kälte ihn gar zwangen, sich in seine Höhle einzuschließen, da seufzte er öfter: „Ach, gar niemanden zu haben, mit dem man reden könnte, ist doch recht hart! O, wie glücklich war ich, da ich noch zu Hause bei meinen lieben Eltern war!" Er dachte den Tag über fast immer an sie und träumte zu Nacht von ihnen. Einmal kam ihm sein Vater besonders lebhaft im Traume vor, blickte ihn mit freundlichem Lächeln in dem ehrwürdigen Angesichte an, nannte ihn seinen lieben Gottfried, rief ihn unbeschreiblich liebreich zu sich und streckte ihm die offenen Arme entgegen. Gottfried erwachte und fing, als er sich in seiner Höhle allein sah, so herzlich zu weinen an, daß ihm die hellen Thränen reichlich über die

Wangen flossen. „O, der gute Vater," sprach er, „wie lieb hatte er mich, da ich noch bei ihm war! Wie freundlich redete er mit mir und wie viel Gutes erwies er mir, und wie traurig ist es, daß er nun so ferne von mir ist, und daß ich sein Angesicht nicht mehr sehe und auch er mich mit keinem Auge mehr sieht! Ach, er weiß nicht einmal, daß ich noch lebe!"

„Doch", sprach Gottfried jetzt mit einem frommen Blick zum Himmel, „ich habe ja noch einen andern Vater, Dich, Du lieber Vater im Himmel. Ich kann Dich zwar jetzt noch so wenig sehen, als ich jetzt das Angesicht meines Vaters auf Erden sehen kann; aber ich weiß doch, daß Du da droben bist in dem Himmel, ja, daß Du mir auch hier auf Erden nahe bist. Du liebst mich unendlich mehr, als mein Vater auf Erden mich lieben kann. Du siehst mich und weißt alle meine Gedanken. Mein Vater auf Erden hört mich nicht und ich kann jetzt nicht mit ihm reden; aber Du hörst alle meine Worte; mit Dir kann ich jeden Augenblick reden. Du redest zwar nicht mit mir, wie Menschen mit Menschen reden; allein Du gibst mir gute Gedanken ein; Du sendest mir Trost und Freude in das Herz. Du gibst mir Deine Liebe durch Deine Gaben, durch Deine väterlichen Schickungen zu erkennen. O, wie liebreich hast Du schon auf dieser Insel für mich gesorgt! Und gewiß hast Du mich nur aus den weisesten, liebevollsten Absichten hierher ge-

führt. Wie glücklich bin ich, daß ich Dich erkenne! Wie unglücklich, wie strafbar wäre ich, wenn ich Deiner je vergessen könnte! Wie ich hier auf dieser fremden Insel stets an meinen Vater auf Erden denke, so will ich auch Deiner stets gedenken, liebster Vater im Himmel. O, wie selig ist der Mensch, der Dich erkennt, Dich liebt, sein Vertrauen auf Dich setzt! Er ist nirgends allein; überall ist ein Freund mit ihm, an den er sich in allen Nöthen wenden kann. Ja, bei Dir, liebster Vater im Himmel, finde ich immer die sicherste Zuflucht, den einzigen Trost, die beste Hülfe. Und wie ich meinen Vater auf Erden noch ein Mal von Angesicht zu sehen hoffe, so wird auch der selige Augenblick kommen, wo ich Dein Angesicht sehen werde."

Gottfried betete täglich sein Morgen- und Abendgebet mit großer Andacht; eben so betete er vor und nach seiner einsamen Mahlzeit. Er dankte Gott für jede seiner Gaben. Da er in seiner tiefen Einsamkeit durch nichts zerstreut wurde und nur wenige Gegenstände vor sich sah, so betrachtete er diese mit desto größerer Aufmerksamkeit und lernte Gott in seinen Werken immer mehr erkennen.

Oft ging er auf die höchste Felsenspitze, um die Sonne aufgehen zu sehen. Wenn nun Himmel und Meer immer röther und heller glühten, die Wolken zu brennen schienen und endlich die Sonne als eine große feurige Kugel herauf kam, so erfüllten Andacht und Anbetung sein ganzes Herz.

Er sank dann auf die Knie nieder und betete Denjenigen an, der dieses Wunderwerk hervorgebracht hat. Wenn man den frommen Knaben so hätte abmalen können, wie er auf dem Felsen kniete und die röthlichen Strahlen der aufgehenden Sonne sein Angesicht und seine Hände beleuchteten, es hätte ein schönes Gemälde gegeben. Eben so betete er sein Abendgebet am liebsten, wenn er die untergehende Sonne betrachtete. „Du, o, Vater im Himmel, bist es ja," sprach er, „der sie aufgehen und untergehen läßt, damit sie den Menschen, Deinen Kindern, leuchte, und Allem, was da lebt, grünt und blüht, Wärme, Wachsthum und Gedeihen gebe."

Auch den sanften, freundlichen Mond betrachtete er oft mit frommer Freude und ergötzte sich sehr an seinem richtigen Abnehmen und Zunehmen, das er früherhin nicht so genau bemerkt hatte. „O, wie liebreich und mild muß Derjenige sein," sprach er, „der ihn den Menschen, nach vollbrachtem heißen Tagewerk, so mild und sanft leuchten läßt!"

In hellen, mondlosen Nächten ergötzte er sich an den unzähligen funkelnden Sternen. Er stieg oft auf seine Felsenspitze, um den Sternenhimmel ganz zu überschauen. Erst jetzt, da er mehr darauf achtete, nahm er wahr, daß einige Sterne auf und untergingen und einen so weiten Weg um den Himmel machten, wie die Sonne; daß andere kleinere Kreise durchliefen, ohne je unterzugehen; ja, daß sich das ganze Sterngewölbe um einen Stern, der nie von der Stell

kam, zu drehen schien. Er bemerkte, daß die Sterne täglich etwas früher aufgingen, daß von Monat zu Monat immer neue Gestirne, die er noch nie aufgehen sah, zum Vorschein kamen, bis endlich nach Verlauf eines Jahres wieder die nämlichen aufgingen. Alles dieses machte ihm große Freude. Ja, wenn so eine recht schöne, sternhelle Nacht war, besonders im Winter, da gerade die schönsten Gestirne am Himmel stehen, so konnte er den überall funkelnden, gestirnten Himmel nie ohne einen heiligen Schauer der Ehrfurcht ansehen. „Es ist doch wahr," rief er, „die Himmel erzählen von der Herrlichkeit Gottes und das Firmament verkündet die Werke seiner Hand."

Aber auch die Werke Gottes auf Erden, soviel davon auf der unfruchtbaren Felseninsel zu sehen waren, erregten fromme Empfindungen in ihm und erweckten ihn zur Andacht. „Wie dort oben der blaue Himmel mit Sternen geschmückt ist," sprach er eines Tages im Frühlinge, „so ist der grüne Rasen hier vor meiner Höhle mit schönen goldgelben Blumen geziert, deren zarte Blättchen sich wie Strahlen ausbreiten." Gottfried hatte aus den Stielen solcher Blumen in seiner Kindheit mit seinen Gespielen öfter Ketten gemacht, auch die wollenen Kugeln, die nach dem Abblühen der Blumen entstehen, mit kindischer Lust auseinander geblasen und sich der umherfliegenden Flocken gefreut. Jetzt aber sah er sie ganz anders an. „Auch in

diesen wenig geachteten Blumen", sagte er, „zeigt sich die Weisheit und Güte Gottes. Jede dieser Federflocken trägt unten ein kleines Samenkörnlein, ist gleichsam ein Schifflein mit Segeln, deren viele von dem festen Lande durch die Luft hierher segelten. Da der Wind diese Samenkörnlein gar so leicht fortführt, so geschieht es, daß auch dort oben an den Felsenwänden solche Blumen wachsen. So wurden, lange bevor ich hierher kam, fast überall Blumen angesäet, deren Kräuter und Wurzeln mir Nahrung gewähren."

Die Tannen, die einzigen Bäume, die es auf seiner Insel gab, waren ihm sehr liebe Bäume. „Wenn diese Bäume mir nicht Holz lieferten," sagte er, „so stünde es um meine Küche sehr schlecht und ich würde den kalten Winter kaum überleben. Er betrachtete die glänzend braunen, zierlich geschuppten Tannenfrüchte, mit denen er ehemals als ein kleines Knäblein gespielt hatte, sehr aufmerksam; er lös'te die Schuppen mit seinem Messer ab und entdeckte nun, daß unter jeder Schuppe sich zwei geflügelte Samenkörnlein befanden. „Auch diese Samenkörnlein", sprach er, „sind also vom festen Lande herüber geflogen; diese Tannen auf den Felsen umher sind auf ähnliche Art, wie jene gelben Blumen, gepflanzt worden. Wie konnte sonst der Samen so hoch hinauf gekommen sein auf die Spitzen dieser Felsen! Die Wurzeln der Tannen sind auch

recht dazu geschaffen, sich an den harten Felsen festzuklammern. Sie kriechen manchmal weit umher und suchen, als hätten sie Verstand, überall an den glatten Felsenwänden, bis sie eine Ritze oder Spalte finden, worin sie sich einbohren können. Die Stämme der Tannen wachsen schlank und gerade wie Kerzen empor und sind so beugsam, daß sie im Sturm nur hin und her schwanken, aber nicht brechen; gerade so, wie es sein mußte, damit sie in solcher Höhe aushalten können. Ihre Aeste und Zweige bleiben auch im Winter grün und gewähren, wenn alle andern Bäume kahl sind, manchem armen Vögelein Schutz. Auch sind die Tannen, sie mögen noch mit jungem, frischem Grün geschmückt emporwachsen, oder sich schon hoch zum Himmel erheben, recht schön anzusehen. Wenn ich zwischen den dunkelgrünen Zweigen der Tannen vor meiner Höhle zum Himmel hinauf blicke, so dünkt er mich noch ein Mal so schön blau und der Mond scheint mir noch ein Mal so helle.“ Gottfried schonte deßhalb auch die zwei Tannen vor seiner Höhle und holte sich sein Holz lieber weiter her.

Auch die zarten grünen Moose, die Gottfried sonst nie recht genau angesehen hatte, betrachtete er jetzt mit großer Aufmerksamkeit. „Wie gut hat doch Gott Alles eingerichtet!“ sprach er. „Auch das kleinste Moospflänzchen ist ein Wunder seiner Weisheit und Güte. Es gleicht einem winzig kleinen Tannenbäumchen, und wie zart gewebt er-

scheinen, gegen das Licht gehalten, die kleinen Blättchen. Alle Gewebe von Menschenhand sind dagegen rauh und grob.“ Er bemerkte die kleinen Kapseln, die den Samen enthalten. „Wie nett sind diese kleinen Büchschen,“ sagte er; „sie sind wie winzig kleine Kelche gestaltet und mit Deckeln versehen. Die Samenkörnlein sind so klein wie feiner Staub. Wenn die Samen reif sind, fallen die Deckel ab und der Wind streut den Samenstaub weit umher. So wurden diese Moose überall so reichlich ausgesäet. Dem härtesten Felsen gewinnen sie Nahrung ab und bekleiden ihm mit lieblichem Grün. Das zarte, weiche Moos dient dem Vögelein, das dort singt, zu seinem Nestchen und mir zu einem Bette. Wie unzählige solcher Moosfäserchen brauchte ich dazu, mir ein weiches Lager zu bereiten. Wenn sie nicht so reichlich vorhanden wären, so wäre mir auf dem harten Felsen hart gebettet gewesen. Auch hätte ich meine Höhle nicht so gut gegen die Kälte verwahren können. Ja, Du lieber Gott, Alles, von der hohen Tanne bis zu dem niederigsten Moose, von der Sonne bis zu dem Samenstäubchen des Mooses, verkündet Deine Macht. Die ganze Erde ist voll Deines Ruhmes; Himmel und Erde sind gleichsam ein Tempel Deiner Herrlichkeit. Mein Herz aber soll ein Dir geheiligter Altar sein.“

Wiewohl nun Gottfried Himmel und Erde als einen Tempel Gottes betrachtete, so fiel es ihm doch äußerst

schwer, daß er keine Kirche mehr besuchen konnte. „Irgend ein christliches Zeichen zur frommen Erinnerung sollte ich doch hier haben," sagte er; „solche Zeichen können uns Menschen leicht zur Andacht bewegen." Er fügte aus einem Tannenstämmchen, dessen braune Rinde mit zartem gelbem und weißem Moose bewachsen war, ein Kreuz zusammen und errichtete es auf einem schönen, grünbemoos'ten Felsen nicht weit von seiner Höhle.

„Das Zeichen des Kreuzes," sprach er, „dieses heilige Zeichen unserer Erlösung, ist so einfach, daß man es überall leicht zu Stande bringen kann, und doch erinnert es uns so schön an unsern Erlöser, der für uns am Kreuze starb. Sonst ziert man die Kreuze wohl mit Gold und Edelsteinen; allein auch der einfache Schmuck von Moos nimmt sich nicht übel aus und ist dem Aufenthalte eines armen Einsiedlers wohl angemessen." Vor diesem Felsen mit dem Kreuze, den er seinen Hausaltar nannte, betete er nun öfter sein Morgen- und Abendgebet; ein Stein, den er herbeigewälzt hatte, diente ihm zum Betschemmel.

Seine Eltern hatten ihn auch noch andere schöne, kurze Gebete auswendig beten gelehrt. Er freute sich sehr, daß er sie gut im Gedächtnisse behalten hatte, und betete sie alle Tage. Er sah wohl ein, daß sie gute Gedanken in ihm erregten und ihm gleichsam Flügel waren, sein Herz zum Himmel zu erheben. „Freilich," sagte er, „wenn Gott Einem

eben eine große Wohlthat erwiesen hat, oder wenn man sich eben in einer großen Noth befindet, bedarf man keine Gebete auswendig zu wissen. Die Noth, auch ein gerührtes Herz lehrt uns dann schon beten. Allein es gibt doch viele Stunden, wo uns keine besondere Noth drückt und wir auch keine besondere Freude haben. Da kommen Einem solche kleine Gebete sehr gut. Diese kleinen Gebete, die ich auswendig weiß, sind ein Gebetbüchlein, das meine lieben Eltern mir mit auf den Weg gegeben haben; auch habe ich dieses Büchlein immer bei mir und kann es auch nicht verlieren."

Seine Eltern hatten ihn auch mehrere Sprüche aus der heiligen Schrift auswendig lernen lassen. Auch diese Sprüche, besonders die Aussprüche Jesu, wiederholte er alle Tage, damit er, da er jetzt kein Buch mehr hatte, in dem er sie nachlesen konnte, sie nicht vergessen möge. Er überdachte diese Sprüche und fand Erbauung und Trost darin. „Diese schönen Sprüche sind wie ein Schatzkästlein voll Edelsteine," sagte er, „die man mir nicht stehlen kann, die mir große Freude machen und einen unermeßlichen Werth haben."

Gottfried erinnerte sich in seiner Einsamkeit öfter an Johannes in der Wüste. „Es war doch der Wille Gottes," dachte er, „daß Johannes, der ein heiliger Mann werden und viel Gutes unter den Menschen bewirken sollte, seine Jünglingsjahre in einer Wüste zubringen mußte. Die Ein-

samkeit muß also doch ihr Gutes haben. So hat Gott auch mich wohl nicht ohne Ursache hierher geführt.“ In der That ward das einsame Leben dem guten Knaben sehr heilsam. Er wuchs in seiner stillen Einsamkeit zu einem sehr frommen, guten Jünglinge heran.

Achtes Kapitel.

Neue Leiden und Mühen.

Bisher war Gottfried auf seiner Insel immer vollkommen gesund gewesen. Allein eines Tages trat er sich ein Stück von einer scharfen Meermuschel tief in die Ferse. Denn seine Schuhe hatte er auf den steinigen Wegen längst durchgetreten und konnte sie nicht mehr gebrauchen. Die Wunde entzündete sich und verursachte ihm große Schmerzen. Er bekam ein Wundfieber und konnte kaum von seinem Lager aufstehen. Er hatte unsägliche Mühe, auf einen Stab gestützt, an die Quelle zu gehen und sich einen Krug Wasser zu holen, um seinen brennenden Durst zu löschen. Er war noch froh, daß er keine Lust zu essen hatte; denn aus dem Behältnisse einen Fisch zu holen und ihn zuzubereiten, wäre ihm unmöglich gewesen. Es fehlte ihm an Leinwand, seine Wunde zu verbinden. Der arme Gottfried war in der That sehr bedauernswerth.

Wie er nun unter großen Schmerzen und glühend von Hitze, hülflos auf seinem Moosbette in der dunkeln Höhle

so dalag, da dachte er mit mehr Wehmuth als je an sein väterliches Haus. „Ach,“ sagte er, „wenn mir zu Hause etwas fehlte, wie haben meine Eltern da so liebreich für mich gesorgt! Mein Vater ging selbst, einen Arzt zu rufen. Die Mutter reichte mir unter freundlichem Zureden die Arznei, brachte mir warme Suppe an mein Bett und legte mir meine Betten zurecht. Meine Geschwister hatten das größte Mitleid mit mir und waren nur darauf bedacht, mich zu trösten und mir alle erdenklichen Gefälligkeiten zu erweisen. Alle beteten für mich. Aber hier bin ich so ganz allein und von aller menschlichen Hülfe verlassen. Ach, es wäre schrecklich, wenn ich so einsam und verlassen hier sterben müßte.“

Er vergoß heiße Thränen, erhob seine Hände und betete: „O, Du guter Gott, liebster Vater im Himmel, Du meine einzige Zuflucht, wenn ich gleich von aller Welt verlassen bin, so verlässest doch Du mich nicht. Ja, erbarme Du Dich meiner! Du hast mir noch immer geholfen; hilf mir auch jetzt! Ach, laß mich wieder gesund werden; gib nicht zu, daß ich auf dieser einsamen Insel sterbe; führe mich wieder zurück zu meinen geliebten Eltern!“

Er sah es jetzt mehr als je ein, daß er gegen seine guten Eltern nicht so dankbar, so gehorsam war, als er es hätte sein sollen. „Ach, lieber Gott,“ sagte er, „vielleicht hast Du mich auch deßhalb hierher auf diese Insel verwiesen, damit ich diese meine Fehler erkenne und bessere. Ach, ver=

zeih' mir liebster Vater! Ich verspreche es Dir, wenn Du mich je wieder zu meinen Eltern zurückkommen lässest, so will ich gewiß die lautere Liebe und Dankbarkeit gegen sie sein und ihnen mit dem bereitwilligsten Herzen gehorsamen."

Er dachte mit betrübtem Herzen daran, daß er seinen lieben Geschwistern oft unfreundlich begegnet, mit ihnen gezankt und sie mit rauhen Worten betrübt. „Ach, wie mich das jetzt reut!" seufzte er. „Verzeih' mir doch, liebster Vater im Himmel, und führe mich wieder zu ihnen zurück! O, gewiß, gewiß werde ich mich dann befleißen, mit ihnen in der vollkommensten Eintracht zu leben und ihnen der liebevollste Bruder zu sein."

„Ach," sprach er öfter, „ich wußte das Glück, so liebe Eltern, so gute Geschwister zu haben, als ich noch bei ihnen zu Hause war, nicht genug zu schätzen. Ich habe dieses Glück durch Eigensinn und Unbesonnenheit oft zerstört. Ach, laß mich, liebster Vater im Himmel, Eltern und Geschwister noch ein Mal sehen, daß ich sie um Verzeihung bitte, ihnen durch ein besseres Betragen Freude mache, und ihnen das viele Gute, das sie mir erwiesen, doch in etwas vergelte!"

So und auf ähnliche Weise betete Gottfried in seiner Krankheit öfters. Gott ließ ihn wieder gesund werden. Gottfried's Wunde fing an zu heilen, das Fieber nahm immer

mehr ab und verließ ihn endlich ganz. Als er das erste Mal wieder frei und ohne Stab aus seiner Höhle hervorgehen konnte, dankte er Gott auf den Knieen, daß er ihm seine Gesundheit wieder geschenkt hatte. Neues Vertrauen auf Gott erfüllte sein Herz. „Lieber himmlischer Vater,“ sagte er unter Anderm, „meinen einen Wunsch hast Du erfüllt und mich wieder gesund werden lassen; ich bin voll der freudigen Hoffnung, Du werdest auch meinen zweiten Wunsch erfüllen und mich dereinst zu meinen lieben Eltern zurück führen.“

Gottfried war, da er sich wieder hergestellt sah, nun vor Allem darauf bedacht, sich eine Art Schuhe zu verfertigen, damit er seinen kaum geheilten Fuß nicht wieder verletze. Er machte mit Hülfe seines Beiles und Messers aus einem Brettchen des zertrümmerten Schifflein's starke Sohlen; aus dem Leder seiner alten Schuhe schnitt er Riemen und nagelte sie mit den Nägeln aus den alten Schuhen an den Sohlen fest. Die neuen Schuhe, dergleichen man sonst Sandalien nannte, gelangen ihm so gut, als es mit seinen unvollkommenen Werkzeugen nur immer sein konnte.

Allein, Gottfried hatte auch neue Kleider nöthig. Die alten waren ihm zu klein geworden und so abgetragen und zerissen, daß sie ihn wenig mehr vor Frost schützten. Bei rauher Witterung fror es ihn manchmal so heftig, daß er mit den Zähnen klapperte und auf's Neue krank zu werden

fürchtete. Er zog zwar an kalten Tagen den Mantel seines Vaters an; allein der Mantel war ihm zu lang und er schleifte ihn nach; auch die Aermel reichten ihm weit über die Hände hinaus und waren ihm, obwohl er sie aufstülpte, bei der Arbeit sehr unbequem. Er beschloß daher, sich aus dem Mantel ein langes Kleid zu verfertigen, das bis auf die Erde reichte und für eine vollkommene Kleidung gelten konnte, wie er sie einmal an einem Klausner gesehen hatte. „Aber", sagte er, „woher nehme ich Nadel und Faden und eine Scheere?" Zur Nadel schliff er ein Stück eines abgebrochenen Nagels zu; die größte Mühe machte es ihm, mit einem andern zugespitzten Nagel das Nadelöhr durchzubohren. Zu seinem Glücke hatte er einst in der Werkstätte des Schmieds bemerkt, wie das Eisen nicht nur, so lange es glühe, sehr weich sei, sondern auch nachher noch ziemlich weich bleibe, wie es aber, wenn man es glühend in kaltes Wasser tauche, sehr hart werde. Er dankte Gott, der zum Nutzen der Menschen dem Eisen diese zwei wunderbaren Eigenschaften gegeben, und brachte eine ziemlich ordentliche Nadel zu Stande, die aber doch eher einer Packnadel als einer Nähnadel glich. Um Fäden zum Nähen zu bekommen, zog er die Ueberreste eines leinenen Strumpfes auf, den er längst abgelegt hatte. Anstatt der Scheere bediente er sich des Messers, das er an einem Steine wohl schärfte. Er machte sich nun an die Arbeit, schnitt den Mantel auf einem

Brette zu einem langen Rocke zu und nähte ihn, so gut er konnte zusammen. Zum Gürtel bestimmte er den Strick, mit dem einst das Schifflein angebunden war und den Sonne und Regen indeß hübsch weiß gebleicht hatten. Da auch sein Strohhut morsch und unbrauchbar geworden, so versuchte er, aus Binsengras einen neuen Hut zu flechten, was ihm, als einem jungen Korbmacher, sehr gut gelang. Er zog hierauf seine neue Kleidung an und stand nun in der braunen Kutte und mit dem weißen Stricke um den Leib, den dunkelgrünen Binsenhut, den er an beiden Seiten etwas aufgeschlagen hatte, auf den Kopf und seinen langen Stab von Weidenholz in der Hand, ganz als Einsiedler gekleidet da. Er ging an das Meer, besah sich in dem spiegelklaren Wasser und mußte selbst ein wenig über seine Gestalt lächeln. „Nun", sagte er, „sehe ich gerade so aus, wie der Bruder Klausner, der uns, als ich noch zu Hause war, zu Zeiten besucht hat. Meine Kleidung ist freilich nur rauh, auch wohl schlecht gemacht; allein sie hält doch so warm, als wäre sie aus dem feinsten Tuche auf's kunstreichste zugeschnitten und auf das schönste ausgenäht. Ich erkenne diese Kleidung für eine große Wohlthat Gottes und will ihm täglich dafür danken."

Während Gottfried an seiner Kleidung arbeitete, stellte er allerlei nützliche Betrachtungen an. „Bevor ich hierher kam," sagte er, „habe ich nie daran gedacht, wie gut es

sei, unter mehrern Menschen zu wohnen. Wie viele tausend Menschen müssen zusammen helfen, bis ein Mensch so gut gekleidet wird, wie ich armer Knabe es zu Hause war! Da liegt zum Beispiele mein alter Strohhut. Bis nur ein Strohhalm auf dem Acker wachsen kann, wie viele Menschenhände müssen da in Bewegung sein! Bevor der Bauersmann den Acker pflügen kann, muß er einen Pflug haben. Das Eisen dazu mußten die Bergleute aus den Bergen herausgraben; man mußte es dann schmelzen und auf dem Eisenhammer schmieden. Wie viele Menschen mußten zusammen arbeiten, bis alle Werkzeuge für Eisenbergwerk, Eisenschmelze und Eisenhammer zu Stande kamen! Der Wagner verfertigte die Räder und das Gestell des Pfluges. Auch da mußte erst das Holz dazu im Walde gefällt werden, wozu wieder eine Axt nöthig war. Und wie vielerlei Eisen zum Bohren und Zuschneiden braucht ein Wagner! Alles dieses mußte wieder von Menschenhänden verfertigt werden. Der Schmied mußte den Pflug und die Räder beschlagen; auch er brauchte Esse, Blasbalg, Hammer, Zange und Ambos. Auch diese konnten nur durch den vereinigten Fleiß mehrerer Menschen zu Stande kommen. Bevor man die Rosse an den Pflug spannen konnte, brauchte man Geschirr und Stränge. Da gab es dann nicht nur für Sattler und Seiler Vieles zu thun; es mußten noch vorher von vielen Menschen Werkzeuge verfertigt und Anstalten gemacht

werden, das Leder zu gerben und den Hanf zu bauen, zu bearbeiten und zu spinnen. Nun mußte der Bauer erst das Korn säen, der Schnitter es schneiden, der Drescher es dreschen, bis endlich der Strohflechter das Stroh bekam und einen Strohhut daraus flechten konnte."

Eben so sann Gottfried nach, welch' eine Menge von Händen beschäftigt sein mußte, um Wolle und Flachs zu bekommen und zu gefärbtem Wollentuche und zu weißgebleichter Leinwand zu verarbeiten; wie viele Werkzeuge und Geräthschaften, als: Spinnräder, Webestühle, Walkmühle, Färberkessel und unzählige andere Dinge, schon vorher fertig sein mußten; wie viele Arbeiter, denen wieder andere Handwerker vorarbeiten mußten, nöthig waren, um alles dieses herzustellen, bis man endlich Scheere und Nadel ergreifen und eine vollständige Kleidung verfertigen konnte.

„Was nur eine einzige Nadel für Arbeit kostet," sprach er, „davon kann ich sagen, und nun kauft man mehrere um ein Kreuzer, weil immer ein Mensch dem andern in die Hände arbeitet. Es ist eine schöne Einrichtung, daß immer viele Tausende für Einen arbeiten; so soll auch jeder Einzelne zum Wohle Anderer durch seine Arbeit beitragen, damit das Ganze bestehe. Jeder gewinnt dadurch, daß er Andern dienet. Der Vornehmste soll den Geringsten nicht gering achten, der Geringste den Vornehmsten nicht beneiden. Einer muß durch den Andern und für den Andern

leben. Wer nicht arbeitet, soll nicht essen. Das richtete Gott so ein, damit die Menschen, die sich gegenseitig so nöthig haben, einander lieben und sich mit einander vertragen mögen. O, es ist gut, in der menschlichen Gesellschaft zu leben. Wer von aller menschlichen Gesellschaft abgeschieden ist, der muß sich viel plagen und vieler Bequemlichkeit entbehren. Wenn ich wieder unter die Menschen zurückkomme, so werde ich es mich gewiß nicht verdrießen lassen, fleißig zu arbeiten. Ich will durch unermüdeten Fleiß auch meinen Theil zur Erhaltung des Ganzen beitragen."

Neuntes Kapitel.

Ein großes Unglück.

Gottfried lebte, da er wieder gesund war und gute Kleider anzuziehen hatte, nun wieder ruhig und zufrieden auf seiner Insel. Allein die Sehnsucht nach seinen geliebten Eltern erfüllte immer sein Herz und nahm mit jedem Tage noch zu. Er ging noch immer mehr als ein Mal des Tages auf den Felsengipfel und schaute nach allen vier Weltgegenden, ob er nicht irgendwo ein Schiff erblickte. Wirklich sah er auch manches Schiff, das gerade auf die Insel zufuhr, und ihm klopfte das Herz alle Mal vor Freude. Allein jedes Mal wendete sich das Schiff, bevor es der Insel näher kam, und fuhr in weiter Entfernung rechts oder links an der Insel vorbei. Gottfried zweifelte nun nicht mehr, daß alle Schiffe

die Insel mit Vorsatz vermieden. Allein, warum sie diese Insel so flohen, konnte er lange nicht begreifen. Indeß kam er nach und nach auf die rechte Ursache. Weit umher um die Insel ragten viele Felsen aus dem Meere hervor, und noch mehrere waren unter dem Wasser verborgen, was man aus dem Aufbrausen der Wellen, die sich an ihnen mit Gewalt brachen, leicht abnehmen konnte. Um nun an diesen Klippen nicht zu scheitern, wollten die Schiffer ihnen nicht näher kommen. Als eines Tages wieder ein Schiff mit vollen Segeln auf die Insel zusegelte, plötzlich alle Segel einzog, hingegen alle Ruder in Bewegung setzte und sich seitwärts wendete, ward Gottfried sehr traurig. Indeß ergab er sich in den Willen Gottes. „Gott will es nun einmal so haben,“ sprach er, „daß ich noch länger auf dieser Insel bleibe, und so geschehe denn sein Wille. Kommt ein Mal die Stunde, die er bestimmt hat, mich aus meiner Gefangenschaft zu befreien, so wird er leicht Mittel und Wege dazu finden. Ihm sei Alles anheim gestellt; er wird Alles recht machen.“

Gottfried dachte indeß, er werde wohl noch einen Winter hier zubringen müssen, und versah sich wieder mit Holz. Er fällte manche Tanne, spaltete das Holz und schichtete die Scheiter an seiner Felsenwand nächst seiner Höhle auf. Er sammelte und trug auch eine Menge dürrer Aeste und Zweige dahin, um gelegentlich sie in kleine Büschel zu bin-

den, mit denen er leichter und schneller ein Feuer aufschüren könne.

Eines Tages hatte er an einem hohen Felsen, ziemlich weit von seinem kleinen Thälchen, eine Tanne gefällt, die mit großem Gekrache in eine tiefe Felsenschlucht hinab gestürzt war. Er arbeitete nun vom frühen Morgen an unausgesetzt, Scheiter daraus zu machen. Da er keine Säge hatte und das Holz mit seinem Handbeile abhauen mußte, so kostete ihm dieses viele Mühe und er vergoß manchen Schweißtropfen. Als endlich Mittag vorüber war und es anfing, ihn zu hungern, machte er sich, indem er eine schwere Last Holz auf seine Schultern nahm, auf den Weg zu seiner Wohnung. Allein als er aus der Schlucht heraus kam — wie erschrack er! Er sah zwischen den Felsen, gerade dort, wo seine Höhle sich befand, dicke, schwarze Rauchwolken aufsteigen, und zwei schauerlich rothe Flammen, hoch und groß wie zwei Thurmspitzen, loderten zum Himmel empor.

Gottfried hatte schon von Bergen gehört, die zu Zeiten Feuer auswerfen. Er fürchtete, ein unterirdisches Feuer sei ausgebrochen und könne leicht die ganze Insel verheeren. Er warf seine Holzbürde ab, näherte sich mit bebendem Herzen seinem kleinen Thale und blieb höchst bestürzt unter dem Eingange stehen. Er sah nichts als Rauch und Flammen, und das Prasseln und Knallen des Feuers betäubte ihn fast. Es war ihm indeß einiger Trost, daß die Flamme

nicht aus der Erde ausgebrochen war; er konnte sich auch leicht denken, wie das Feuer ausgekommen. Einige von den dürren Reisern, die er auf dem grünen Platze vor der Höhle aufgehäuft hatte, waren dem Feuerherde in der Felsenecke zu nahe gelegen. Der Wind hatte die Gluth unter der Asche angefacht und einige Reiser dahin geweht. Diese loderten sogleich in helle Flammen auf und entzündeten die übrigen. So geriethen der Holzstoß, die Thüre vor der Höhle, Tisch und Bank, und das Bretterdach, das eben jetzt mit Krachen herabstürzte, in den Brand. Ja auch die zwei großen, alten Tannen standen in vollen Flammen und glichen zwei ungeheuer großen brennenden Fackeln.

In den ersten Augenblicken übersah Gottfried noch nicht, welchen unersetzlichen Schaden ihm diese Feuersbrunst verursacht hatte. Er machte sich indeß bittere Vorwürfe, daß er mit dem Feuer nicht vorsichtiger gewesen. Er jammerte um sein Küchengeschirr, um seinen Vorrath von Holz und sein hölzernes Geräth. „Lieber Gott,“ sagte er, „das Dach, das herabgefallen, hat meinen Kochtopf zerschlagen; nun kann ich keine Fische mehr sieden. Auch mein Wasserkrug ist zu Scherben zerbrochen. So oft ich trinken will, muß ich von der Höhle bis zur Quelle gehen. Ich habe weder Tisch noch Bank mehr; ja, weil auch das Bretterdach verbrannt ist, habe ich außer der Höhle kein trockenes Plätzchen mehr, wenn es regnet!“

Doch jetzt erst fiel ihm ein, was für ihn das Schlimmste war; er schlug laut jammernd die Hände zusammen und rief: „O, Du mein Gott, welch ein großes Unglück ist das für mich armen Knaben! Alle meine Schnüre, die mir zum Fischen so unentbehrlich sind und die ich sorgfältig unter dem Bretterdache aufgehängt hatte, um sie vor Nässe zu bewahren, sind im Feuer aufgegangen! Was soll ich nun anfangen? Alle Leinwand, die ich hatte, habe ich bereits zu Faden aufgefasert und die Schnüre zum Fischfange daraus gedreht; die wollenen Fäden aber halten nicht. Womit soll ich nun fischen? Ich weiß mir nicht mehr zu rathen und zu helfen; ich bin auf's Neue in Gefahr, Hungers zu sterben. Während meiner Krankheit schauderte mir am meisten vor dem Gedanken, einsam auf dieser Insel sterben zu müssen. Ach, Du mein Gott, wenn Du mir nicht eine besondere Hülfe sendest, so wird es doch noch dazu kommen, daß ich zwischen diesen schauerlichen, unfruchtbaren Felsen verschmachte."

Gottfried war einige Schritte in sein Felsenthal hinein gegangen, allein er vermochte hier nicht lange zu verweilen; der Boden glühte, die Luft zitterte von qualmender Hitze, geschmolzenes Harz regnete in hellen Feuerfunken von den brennenden Tannen herab und der Rauch war fast erstickend. „Ach," sprach er, „man sagt freilich, aus Unglück komme oft Glück; allein wenn ich diese schreckliche Verwüstung

betrachte, so kann ich mir nicht vorstellen, wie aus dem Unglücke, das mich betroffen, ein Glück entstehen sollte. Ich sehe meines Jammers kein Ende.“

Betrübt verließ er sein trauliches, ihm so lieb gewordenes Thal, setzte sich in einiger Entfernung auf ein Felsenstück und stützte die Wange trostlos auf die Hand. „Wenn ich unter Menschen lebte,“ seufzte er, „so wäre der Schaden, den das Feuer anrichtete, bald wieder ersetzt. Für wenige Kreuzer könnte ich wieder Schnüre zum Fischen und einen Kochtopf und Wasserkrug kaufen; und wenn ich auch nicht einen einzigen Kreuzer hätte, so würde ich leicht wohlthätige Menschen finden, die mir gerne einige Trümmchen Schnüre oder ein paar irdene Geschirre schenken, oder mir das Geld dazu geben würden. Aber hier, so fern von Menschen, ist mein Verlust nicht zu ersetzen. Ein Stück Bindfaden könnte mich vom Tode retten; aber da ist Niemand, der mir ihn verschaffte. O, wie gut ist es doch, unter Menschen zu leben! Wie leicht kann Einer das Unglück des Andern mildern; mit wie Wenigem kann Einer oft den Andern aus großer Noth erretten und ihn glücklich machen! Allein der arme Verlassene in seiner Einsamkeit muß in seiner Noth umkommen. O, wenn mir je wieder das Glück aufblühen sollte, unter Menschen zu leben, wie liebreich wollte ich mich aller Unglücklichen annehmen! Wie schön und gut ist das Gefühl des Mitleidens, das der barmherzige Vater

der Menschen in das menschliche Herz pflanzte und durch die Leiden, die er über uns schickt, noch zarter und stärker macht. Ach, wo dieses schöne, edle Gefühl fehlte, da wäre der Unglückliche mitten unter Menschen so verlassen, wie ich armer Knabe auf meiner einsamen Insel."

Der arme, betrübte Gottfried blieb so in traurigen Gedanken bis an den späten Abend sitzen; er wollte nun in seine Höhle zurückkehren. Er kam in das Thälchen. Die Flammen waren noch zu heftig; er mußte anderswo eine Nachtherberge suchen. Das Wäldchen an der Quelle hatte er nach und nach umgehauen, um sich mit Holz zu versehen. Er mußte daher unter freiem Himmel übernachten, und ein harter Felsen war sein Bett. Indeß war Gottfried zu traurig und bekümmert, als daß der Schlaf ihm die Augen hätte schließen können. „Ach," seufzte er, „ich bin wie ein armes Vögelein, das aus seinem Nestlein verscheucht worden!" Eine mächtigere Sehnsucht nach seinem väterlichen Hause, ein schmerzlicheres Heimweh als je, erwachte in seinem Herzen. „O, wie Vieles", sprach er, „habe ich auf dieser Insel schon ausgestanden und wie vieler Jammer wartet hier noch auf mich! Aber dort in meinem väterlichen Hause, o, wie gut hatte ich es da! Wenn ich nur wieder dort wäre, dann würde ich erst wieder neu aufleben."

Er blickte mit weinenden Augen zum Himmel auf. Es war eine schöne Nacht; an dem ganzen Himmel war kein

Wölklein zu sehen; die Sterne funkelten mit unbeschreiblicher Klarheit. „O, Gott," sprach er, „wie schön muß es im Himmel sein; wie gut werden wir es einst haben bei Dir! Nur da droben ist unsere Heimath, unser rechtes väterliches Haus. Wie ich von dieser rauhen, unfruchtbaren Insel, auf der ich in der Fremde lebe, mich hinüber sehne nach dem festen Lande, wo schöne Gärten mit lieblichen Blüthen und köstlichen Früchten prangen, wo mein Vater mich mit offenen Armen aufnehmen würde, so und noch mehr sehne ich mich hinauf zu Dir, lieber Vater im Himmel. Die ganze Erde gleicht dieser Felseninsel. Die Menschen auf Erden haben, wie ich hier auf dieser Insel, Vieles zu leiden — Kummer, Frost, Hunger, Krankheit und zuletzt den Tod. Allein droben, bei Dir im Himmel, dort ist keine Plage und kein Leiden mehr, dort ist wahre, vollkommene Freude. O, wenn ich nur einmal dahin komme, wo ich einst meine lieben Eltern wieder sehen werde, so ist es einerlei, wie viel ich auch hier noch zu leiden habe. Ach, wenn heute noch ein Schiffer vom festen Lande herüber käme, mich hinüber zu schiffen zu meinem Vater, so würde ich mich ja freuen; so will ich mich freuen, wenn der Tod kommt, mich abruft von dieser Welt und mich hinüber schifft in die bessere Welt, in den Himmel!"

Zehntes Kapitel.

Die fernen Freunde.

Es waren jetzt drei Jahre verflossen, seit Gottfried vom Sturm auf diese Insel geworfen worden. Seine Eltern dachten nichts weniger, als daß er noch lebe. Sie hofften, ihn nur in dem Himmel wieder zu sehen. Indeß machten ihnen ihre übrigen Kinder viele Freude. Martha, nun bald vierzehn Jahre alt, war ein sehr fleißiges Mädchen. Auch Andreas, der damals, als Gottfried den Eltern entrissen wurde, erst neun Jahre alt war, leistete dem Vater bei der Arbeit bereits gute Dienste. Beide waren sehr gutartige, wohlgesittete Kinder.

Eines Tages nun, eben zu der Zeit, da die Nüsse wieder reif waren, sagte der Vater zu Andreas und Martha: „Kinder, wir wollen heute, da der Morgen gar so schön und das Meer so ruhig ist, miteinander hinüber fahren auf die grüne Insel. Ich brauche wieder Weidenzweige. Nebenbei möget Ihr dann einige Körbe voll Nüsse mitnehmen. Sie sind heuer so gut gerathen, wie vor drei Jahren, als unser seliger Gottfried noch lebte.“ Vater und Kinder fuhren hinüber. Als sie genug Weiden geschnitten hatten, setzten sie sich unter einen Baum und aßen Milch und Brod. „Liebe Kinder,“ sagte der Vater, „dieß ist eben der Pappelbaum, unter dem ich mit Euerm Bruder Gottfried das letzte Mal

zu Mittag gegessen habe.“ Er erzählte die Geschichte, hier an dem Orte, wo sie sich zugetragen, noch ein Mal und schilderte jenen furchtbaren Sturm und Gottfried's Jammer sehr rührend und lebhaft. „Seht,“ sagte er am Ende und zeigte mit dem Arme hinaus in das Meer, „gerade dorthin sah ich ihn in den tobenden Fluthen verschwinden!“ Dem Vater standen die Thränen in den Augen; Andreas blickte seitwärts, eine Thräne zu verbergen; Martha aber weinte recht von Herzen. Sie gingen hierauf zu dem Nußbaume und füllten ihre Körbe mit Nüssen. „Die Mutter wird sich freuen,“ sagte Andreas, „wenn sie diese Menge von Nüssen sieht.“ „Ach,“ sagte Martha, „die Mutter ist zur Zeit, da die Nüsse reif werden, alle Mal traurig; sie denkt dann an den seligen Gottfried. Wenn sie diese Nüsse da erblickt, wird sie gewiß recht schmerzlich weinen.“

Der Vater wollte jetzt wieder nach Hause fahren; allein Andreas sagte: „Lieber Vater, ich bitte Dich, geh' mit uns doch noch zuvor hinauf dort auf jenen Berg; dort droben muß man recht weit um sich sehen können.“ „O, ja,“ flehte Martha, „thu' das, lieber Vater! Die Aussicht gegen das Land hin soll gar überaus schön sein.“ Der Vater ging mit ihnen hinauf. Es war ein unvergleichlich schöner, heiterer Herbsttag. Der Himmel war so rein und blau und die Luft so hell und durchsichtig, daß man in die weiteste Ferne sah. Die Kinder waren über den Anblick des fernen Landes

entzückt. Andreas rief verwundert: „O, wie klar und deutlich, wie schön und herrlich sind, obwohl sie mich viel kleiner dünken, Berg und Thal, Felsen und Wälder, und die vielen Ortschaften, Schlösser und Thürme von hier aus anzusehen! Man könnte sie nicht schöner malen.“ „Und unser Dörflein,“ rief Martha, „wie es in der weiten Ferne uns so klein vorkommt! Wie nett und freundlich es ist! Und unser Wohnhäuschen — siehst Du es dort, Andreas? Wie schön weiß und reinlich es zwischen den grünen Bäumen dasteht! O, wie klein scheint es uns! Die Fenster gleichen nur schwarzen Tüpfelein; es däucht mich nicht größer als ein Würfel, mit dem man spielt. Und wie der Herbst die grünen Wälder schon zum Theile so schön bunt gefärbt hat! Und sieh' nur, weiter hinein in dem Lande, die blauen Berge, die sich hoch zum Himmel erheben, die wir aber von unserm Dorfe aus wegen der nähern waldigen Berge nicht sehen können. O, wie hat Gott doch Alles so schön gemacht! Wie gut ist er! Es ist doch recht schön auf Erden. Wie schön muß es erst im Himmel sein!“

Andreas wandte sich jetzt gegen das weite Meer und rief erstaunt: „Vater, sieh', was ist das? Dort steigt aus dem Meere ein Rauch auf. Der Vater sah die Rauchsäule, die hoch empor wallte, aber vom Wind etwas seitwärts gebeugt wurde. Dieser Rauch war eben der Rauch von der Feuersbrunst auf Gottfried's Insel. Allein der Vater sprach: „Ich

weiß nicht, was das sein soll: ich fürchte, ein Meerschiff sei in Brand gerathen." „Ach, Gott," rief Martha, „das wäre ja entsetzlich. Gott wolle sich dann der armen Leute erbarmen! Sie können dem Feuer nicht entrinnen, ohne in dem Wasser umzukommen." Der Vater sah unverwandt hin. Die Sonne stand seitwärts; das Meer glänzte wie geschmolzenes Silber. „Mir ist's," sprach der Vater, indem er die Hand über die Augen hielt, „ich sehe dort im Meere einen dunkeln Fleck, aus dem der Rauch aufsteigt. Seht Ihr ihn nicht auch?" „O, ja," sagte Martha, die sehr helle Augen hatte, „ich sehe ihn deutlich; er hat oben zwei Spitzen." Ich sehe ihn auch, „rief Andreas; „die eine Spitze ist etwas höher als die andere." „Das ist kein Schiff," sagte der Vater; ein Schiff ist anders gestaltet und käme in einer solchen Weite auch nicht so groß heraus. Das muß eine Insel sein, von der ich aber bisher nichts wußte. Dort müssen Menschen leben; wie könnte sonst dort Rauch aufsteigen?" „Mein Gott," sprach Martha, „wäre es nicht möglich, daß dort unser lieber Gottfried noch lebte? „Ei," rief Andreas, „das könnte gar wohl sein. Denn gerade gegen diese Gegend hin trieb ihn ja der Sturm." „O, wenn er noch lebte, das wäre eine große Freude!" rief Martha und wurde vor freudigem Erschrecken ganz bleich. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich," sprach der Vater; „sein kann es gar wohl, das Gott ihn erhalten hat." „Nun,"

sagte Andreas, so wollen wir geschwind miteinander hinüberfahren und ihn herüber holen." „Das geht nicht so schnell, lieber Andreas," sagte der Vater; „indeß werde ich es wagen. Ich muß mich aber erst um ein größeres Schiff und um kundige Schiffer umsehen. Kommt und laßt uns eilends nach Hause fahren!"

Der Vater ruderte mit seinen zwei Kindern eilig nach Hause. Alle Drei erzählten der Mutter ihre freudigen Vermuthungen. Die Mutter war über diesen Funken von Hoffnung schon entzückt; ja, die Hoffnung war ihr beinahe schon Gewißheit. Die übrigen Kinder jubelten laut. Beide Eltern riefen die Nachbarn zusammen. Die Meinungen dieser Männer aber waren sehr verschieden. „Ei, was," rief einer der Vorlautesten, „woher soll da eine Insel kommen? In meinem Leben habe ich nichts davon gehört. Sicher ist es ein brennendes Schiff gewesen." „Nein," rief ein Anderer, der Alles besser wissen und verstehen wollte, „es war kein Schiff, sondern ein feuerspeiender Berg. Ich habe gehört, daß schon oft in dem Meere über Nacht solche Berge entstanden sind. Da könnten wir nun schön ankommen, wenn wir hinüber schifften. Die ausgespienen Flammen und glühenden Steine würden uns bald den Garaus machen." „Es sei nun ein Schiff oder ein Berg," sprach ein Dritter, „um tausend Gulden möchte ich in einem Schifflein, dergleichen wir haben, mich nicht so weit in das Meer hinaus wagen."

„Wenn Du mir hundert Gulden gibst, Philipp," sagte ein Vierter, „so wag' ich meine Haut daran; um weniger thu' ich es aber nicht."

Der alte, ehrliche Thomas gebot jetzt Stille und sprach: „Gevatter Philipp, ich fahre mit Dir; da hast Du meine Hand darauf. Gottfried war immer ein lieber Knabe und ich bin sein Taufpathe. Es ist zwar nicht gewiß, ja kaum wahrscheinlich, daß er noch lebe, aber doch möglich. Deßhalb ist es der Mühe werth, daß wir die gefährliche Fahrt unternehmen. Derjenige, der uns Muth dazu gibt, wird uns auch durchhelfen." Peter ein rüstiger, kräftiger junger Mann, sagte: „Da Du mitfährst, Thomas, so fahre ich auch mit. Da, schlag' ein! Habe ich schon öfter mein Leben daran gewagt, einige armselige Fische zu fangen, so kann ich es ja ein Mal daran wagen, ein gutes Werk zu vollbringen. Allein für Geld ist mir mein Leben nicht feil; ich verlange nichts. Denn so lange ich lebe, würde es mich freuen, wenn wir den wackern Jungen zurück bringen könnten, und diese Freude wäre mir Lohns genug." „Gott gebe uns diese Freude!" sagte Thomas. „Wenn Wind und Wetter so günstig bleiben, wie heute, so fahren wir morgen früh mit anbrechendem Tage ab." Die übrigen Männer gingen, den Kopf schüttelnd und Unglück weissagend, auseinander; die zwei tapfern Männer, Thomas und Peter, blieben aber noch bei Gottfried's Vater und unterredeten

sich noch weiter mit ihm über die morgende Fahrt. Margarethe, die Mutter, machte indessen Anstalten, sie mit hinreichenden Lebensmitteln zu versehen. Allein Thomas sprach: „Laßt das! Ich nehme ohnehin zu dieser Fahrt mein großes Schiff mit Segeln, und da behalte ich mir vor, es auch gehörig auszurüsten!"

Der folgende Morgen war schön und es wehte ein günstiger Wind. Mutter und Kinder begleiteten den Vater und die zwei Männer bis an das Schiff. Als sie einstiegen, sagte die Mutter mit einem andächtigen Blick zum Himmel: „Ich und meine Kinder wollen indeß unausgesetzt beten, bis Ihr wieder glücklich zurückgekommen seid, und Gott gebe, daß Ihr meinen lieben Gottfried mitbringt." Sie zogen das Segel auf, stießen vom Lande und fuhren an der grünen Insel vorbei, genau der Gegend zu, wo Gottfried's Vater den dunkeln Punkt im Meere bemerkt hatte, den sie aber jetzt noch nicht sehen konnten. Wie sie eine Meile weit über die grüne Insel hinaus waren, erschien er endlich, und sie sahen ihn, so wie sie weiter fuhren, immer deutlicher und größer. „Brüder," rief Peter, „es ist wahrhaftig eine Insel; nur brav darauf los gerudert. Ruder und Segel müssen zusammen helfen, damit wir bald dahin kommen." Die Fahrt ging sehr schnell. Plötzlich rief aber Thomas: „Haltet und ziehet das Segel ein! Hier sind viele Klippen im Meere; wir müssen sehr vorsichtig sein, um nicht

zu scheitern. Größere Schiffe als das meinige, dergleichen die Kaufleute haben, würden hier stecken bleiben, oder ganz zu Trümmern gehen.“ Mit Hülfe der Ruder und vieler Mühe kamen die Männer endlich hindurch. Peter sprang zuerst an's Land und rief: „Da hätten wir einmal die Insel, und will's Gott, werden wir unsern Gottfried auch finden. Was man mit Gott und aus Liebe zu den Menschen anfängt, bringt man auch glücklich zu Ende.“

Die andern zwei Männer stiegen auch aus und banden das Schiff mit einem Seile, das sie um einen Felsenklotz schlangen, fest. Thomas betrachtete die schauerlichen unfruchtbaren Felsen umher und schüttelte den Kopf. „Da ist nicht gut wohnen,“ sagte er; „wenn der arme Gottfried sich auf diese Klippen sollte gerettet haben, so sehe ich doch nicht ein, wie er da drei Jahre lang hätte leben können.“ Sie fingen an, die Insel zu durchsuchen, und kletterten über Felsen und stiegen in tiefe Klüfte hinab. Endlich kamen sie auf einen betretenen Weg und bemerkten einige Fußstapfen, die in einen Felsen eingehauen waren. Sie stiegen hinauf. und der Weg führte gerade zu Gottfried's Höhle. Gottfried's Vater eilte voraus; Furcht und Hoffnung stritten in seinem Herzen. „Guter Gott,“ dachte er, „wenn der arme Knabe noch leben sollte, so ist das ein Wunder Deiner Güte und Allmacht. Nur Deine väterliche Fürsorge für Alles, was da lebt, konnte ihn hier erhalten.“

Eilftes Kapitel.

Der Besuch.

Gottfried hatte die Nacht traurig und schlaflos zugebracht. Als es anfing zu dämmern und das liebliche Morgenroth nach und nach den Himmel erhellte, wurde es auch in Gottfried's trüber Seele heller. „Lieber Gott," sagte er, „aus der finstern Nacht läßt Du die freundliche Morgenröthe hervorbrechen; so wirst Du auch aus dieser meiner tiefen Betrübniß mir noch Freude zu schaffen wissen. Ach, damals, als ich meine letzte Nuß verzehrt hatte, war ich sehr verzagt, fürchtete zu verhungern und weinte bittere Thränen. Allein Du verließest mich nicht; Du halfest mir dazu, mich mit Fischen zu ernähren. Jetzt, da mir mein Fischerhandwerk gelegt ist und ich wieder nicht weiß, wovon ich leben soll, wirst Du auf eine andere Weise für mich sorgen. Du verlässest diejenigen nicht, die Dir vertrauen.

Als die Sonne aufgegangen war und schön und herrlich am Himmel stand, ging Gottfried in sein kleines Felsenthal, die Brandstätte zu besehen. Der Rasenplatz war mit Asche bedeckt, und aus der Gluth, die unter der Asche glimmte, stieg noch Rauch auf. Die Felsen umher waren von Rauch und Ruß geschwärzt, alles Holzwerk vom Feuer verzehrt, und er sah von den großen, schönen zwei Tannen wenig mehr. Nur das Kreuz auf dem Felsen war von dem Feuer nicht erreicht worden und stand noch unversehrt da. „Das ist

schön,“ sagte Gottfried; „das ist mir ein liebliches Sinnbild. Wenn Alles Staub und Asche wird, ja, wenn einst die ganze Welt vom Feuer verzehrt sein wird, so bleibt doch das Heil noch, das uns der Erlöser erworben hat, der am Kreuze für uns den Tod der Liebe duldete.“

Gottfried kniete vor dem Kreuze nieder und betete: „Lieber himmlischer Vater, verzeih’ mir, daß ich so verzagt und kleinmüthig war und mich nicht sogleich an das Beispiel Deines lieben Sohnes erinnerte! In seiner unbeschreiblichen Betrübniß ergab er sich ganz in Deinen Willen. Ich bin zwar auch sehr bekümmert, und eine große Angst ergreift mich, wenn ich daran denke, daß ich nichts mehr zu leben habe. Allein wie er betete, will auch ich beten: Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch vor mir vorüber; aber nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine! Willst Du diesen Kelch nicht vorüber gehen lassen, nun, so gewähre mir nur ein Tröpflein Trost; denn einen Trostengel zu verlangen, wäre doch zu viel.“

Indem Gottfried so betete, kamen die drei Männer in sein Felsenthal und sahen ihn in seiner Einsiedlertracht mit aufgehobenen Händen vor dem Kreuze knien. Er aber war so vertieft in seine Andacht, daß er sie nicht bemerkte. Der muthige Peter erblickte ihn zuerst und sagte leise zu den Andern: „Seht, dort kniet ein frommer Einsiedler und betet. Der kann uns vielleicht Auskunft geben; ihn wollen wir

wir fragen.“ „He, frommer Bruder,“ rief er jetzt laut, „könnet Ihr uns nicht sagen, ob auf dieser Insel nicht ein gewisser Gottfried lebe?“ Gottfried erschrack, so plötzlich eine Menschenstimme zu hören, die seinen Namen nannte. Er schaute um, erkannte seinen Vater, sprang auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und rief mit lauter Stimme: „O, mein Vater!“ Vater und Sohn konnten vor Freudenschrecken lange nicht reden und brachen in die süßesten Thränen aus. „O, liebster Vater,“ sagte endlich Gottfried, „als ich Dich erblickte, war es mir, als sähe ich einen Engel, den mir Gott gerade in der größten Noth zu Hülfe geschickt.“ Beide dankten mit einem Munde Gott, der sie einander wieder hatte finden lassen.

„Nun, nun,“ sagte endlich Thomas, „schau' uns andere Zwei nur auch ein wenig an, lieber Gottfried! Kennst Du denn Deinen Taufpathen nicht mehr?“ Gottfried grüßte seinen Taufpathen auf das herzlichste. Hierauf sprach auch Peter: „Grüß' Dich Gott, lieber Gottfried! Wie, laß Dich einmal recht ansehen! Nun, Du siehst gut aus und bist brav gewachsen. Allein wie in aller Welt kommst Du denn zu dieser Klausnertracht und wie konntest Du auf dieser Insel, die eine wahre Drachenwohnung ist, Dein Leben durchbringen?“ Gottfried fragte, ohne hierauf zu antworten, seinen Vater: „Was macht meine liebe Mutter? Wie leben meine Geschwister? Und wir kommt Ihr so ganz un-

erwartet und gegen alle meine Hoffnung hierher?" „Sie sind Alle wohl," sagte Thomas, „und werden sich unbeschreiblich freuen, Dich wieder zu sehen! Allein laßt jetzt das Fragen; damit kämen wir an kein Ende. Du aber, Gottfried, erzähle uns Deine Geschichte von Anfang an und der Ordnung nach. Dann wollen auch wir Dir erzählen, was sich indessen alles zu Hause begeben hat. Sieh', dort am Felsen mit dem Kreuze ist der Rasen schön und grün und rein von Asche. Dort wollen wir uns zusammen hinsetzen und zuerst Deine Geschichte vernehmen." Sie gingen hin und setzten sich. „So," sprach jetzt Thomas, „nun fange an, Gottfried!"

Gottfried erzählte seine Geschichte von dem Augenblicke an, da er seinen Vater zum letzten Mal gesehen, bis zu dem Augenblicke, da er ihn wieder sah. Er war sehr ausführlich und erzählte Alles, was ihm begegnete, was er gethan, besonders wie er in seinen großen Nöthen zu Gott gebetet und Gott ihn alle Mal aus der Noth errettet habe. Gottfried vergoß unter dem Erzählen manche Thräne. Auch sein Vater trocknete sich öfter die Augen und sagte am Ende: „Nun, Gottlob, daß ich Dich wieder habe, liebster Gottfried, und daß Du, wie ich aus Deiner Erzählung sehe, auf Deiner Insel ohne Vergleich frömmer und besser geworden bist, als Du es zuvor gewesen."

Thomas, der mit großer Aufmerksamkeit zugehört und

öfter mit dem Kopfe wohlgefällig genickt hatte, sprach jetzt: „Ja, wahrhaftig, lieber Gottfried, frömmer und besser bist Du auf dieser Insel geworden. Weißt Du noch, wie ich Dir einmal gesagt habe, Gott werde Dich noch in eine besondere Schule schicken? Das ist jetzt geschehen. Ja, die Leidensschule ist die beste Schule. In dieser Schule lerntest Du Gott erst recht erkennen, zu ihm flehen, ihn lieben und ihm für seine Wohlthaten danken. Unter Anderm freut es mich, daß Du, nachdem einmal die Liebe zu Gott in Deinem Herzen rege geworden, auch auf dieser wüsten Insel Spuren der Güte und Freundlichkeit Gottes gefunden hast, obwohl hier nur Tannenbäume und Moos und nur solche Blumen wachsen, die sich wohl schwerlich jemand zu einem Blumenstrauße wählen würde. Wie viel mehr Gelegenheit hätten wir, in unsern Gärten und Feldern Gottes Weisheit und Güte, bald in einem blühenden Rosenstrauche, bald in einem Apfelbaume voll Blüthen oder Früchte, bald auf einer grünen, bunten Wiese, bald auf einem goldenen Aehrenfeld zu bewundern! — Auch das freut mich, daß Du die Wohlthaten, die Gott den Menschen durch Menschen erweiset, mehr schätzen lerntest. Wenn Du nicht aus der menschlichen Gesellschaft einiges kleine Hausgeräth mitgebracht, ja nur keinen Nagel oder keine Stecknadel gehabt hättest, so wärest Du auf Deiner Insel umgekommen. Eben so übel, ja noch übler wäre es für Dich gewesen, wenn Du, bevor Du hier-

her gekommen, nicht den lieben Gott durch fleißigen, sorgsamen Unterricht hättest kennen lernen. Ohne diese Erkenntniß Gottes hättest Du verzweifeln müssen. — Noch ganz besonders aber gefallen mir in Deiner Geschichte das Würmlein im Schnabel jenes Vögeleins und der Rauch, der von Deiner Insel aufstieg. Was könnte geringer sein als ein Würmlein, was nichtiger als ein Rauch! Allein jenes Würmlein brachte Dich auf den Gedanken, Fische zu fangen und rettete Dich vom Hungertode. Jener Rauch aber war uns ein Zeichen am Himmel, daß hier eine Insel sei und auf dieser Insel jemand leben müsse und daß dieser jemand wohl gar unser lieber Gottfried sein könne. Dieser Rauch machte aller Deiner Noth ein Ende. Da ist Gottes Finger. Durch so kleine Mittel weiß Gott große Dinge auszuführen. Seine heilige Vorsicht sei gepriesen!"

Alle schwiegen und beteten in ihrem Herzen Gott an, der seine göttliche Weisheit in den menschlichen Begebenheiten so herrlich offenbart. Ueber einer Weile sagte Gottfried: „Der Rauch von dem Brande hier war also die Ursache, daß Ihr zu mir von dem festen Lande herüber gekommen. Mein Gott, ich hielt diese Feuersbrunst für mein größtes Unglück. Ich sann recht ernstlich nach, was für ein Glück daraus entstehen könnte; allein mir fiel nichts ein. Nun aber sehe ich klar, daß sie mein größtes Glück war. Da trifft es wohl recht zu: Glück aus Unglück. Ja, wahrhaftig, Gott

weiß alle Dinge zum Besten zu leiten.“ „Wohl wahr,“ sagte Thomas; „deßhalb sollen wir bei jedem Unglück denken, daß über kurz oder lang etwas Gutes daraus entstehen werde, und deßhalb uns bei allen traurigen Begebenheiten getrost in den göttlichen Willen ergeben.“

Gottfried fragte hierauf, ob man denn den Rauch von der Insel auf dem festen Lande gesehen habe. „Nein, das wäre nicht wohl möglich,“ sagte der Vater, und erzählte hierauf, wie er auf die Insel hinüber gefahren, und, weil die Nüsse eben reif waren, nicht nur Andreas, sondern auch Martha mitgenommen und auf ihre Bitten mit ihnen den Berg jener Insel bestiegen habe. Gottfried sprach: „Weißt Du noch, lieber Vater, was Du mir unter jenem Nußbaume für ein schönes Gleichniß gesagt hast? Du sagtest, jedes Leiden gleiche einer Nuß, die unter bittern und harten Schalen einen süßen Kern verberge. Du hattest vollkommen recht. Meine Versetzung auf diese Insel war für mich wohl recht hart und bitter; allein nun finde ich endlich den süßen Kern. Mein Aufenthalt dahier war mir sehr heilsam; meinem Leiden folgt nun Freude.“ Peter lachte und sprach: „Solche bittere, harte Nüsse sind mir in dem menschlichen Leben schon viele vorgekommen. Wenn mir wieder eine zum Aufknacken vorgelegt wird, so will ich alle Mal an dieses Gleichniß denken.“

Gottfried zeigte nun seinem Vater und den zwei Männern

seine Höhle, seine Quelle, sein Fischbehältniß, und erbot sich, sie mit Fischen zu bewirthen. „Das sind herrliche Fische,“ sagte Peter; „die verschmähen wir nicht. Indeß mußt Du heute unser Gast sein. Wir haben uns wohl mit Speisen versehen. Ich will indeß dort auf jenem bequemern Wege, als auf dem wir kamen, zum Schiffe gehen und Anstalt zur Mahlzeit machen.“ Er eilte zu dem Schiffe, dessen Mastbaum er hinter einem fernen Felsen emporragen sah. Die Uebrigen gingen ihm langsam unter vertraulichen Gesprächen nach. Als sie dort ankamen, sagte Peter: „Dieser schöne grüne Moosplatz dient zugleich zu Tafel und Sesseln und die Speisen sind bereits aufgetragen.“ Wirklich waren auch Brod, Milch, Butter, kalter Braten, gebackene Fische und andere Speisen im Ueberfluß vorhanden. Als Gottfried das Brod erblickte, war er darüber mehr als über alle andern Speisen erfreut. Er fing an, vor Freude zu weinen, küßte es und sagte: „O, was ist das liebe Brod für eine herrliche Gabe Gottes! Drei Jahre schon habe ich mich darnach gesehnt. Es ist die kräftigste Nahrung für den Menschen. Wie danke ich Gott, daß ich nun wieder eines sehe! Wir sollten nie ein Stücklein Brod essen, ohne Gott dafür zu danken.“

Sie setzten sich nun zusammen, aßen und waren sehr vergnügt. Das Gespräch ging ihnen nicht aus, wiewohl es bereits dunkel geworden und der Mond die Schüsseln und

Krüge und die Gäste so helle beleuchtete, daß sich ihre Schatten sehr merklich auf dem gnünen Grunde abbildeten. Da sprach endlich Thomas: „Für heute ist es genug; morgen wird sich, so viel ich merke, der Wind drehen, und dann fahren wir unverzüglich nach Hause. Die lieben Unserigen sind gewiß sehr in Sorgen und warten mit Schmerzen auf uns. D'rum wollen wir uns jetzt zur Ruhe begeben, damit wir morgen recht frühe aufstehen können.“ Thomas und Peter begaben sich in das Schiff und machten aus dem Segel eine Art von Zelt, um darunter zu schlafen. Gottfried und sein Vater aber gingen in die Höhle, um dort zu übernachten. Gottfried freute sich herzlich, seinen lieben Vater, den er hier öfter im Traume sah, nun wirklich in seiner Höhle zu sehen. Sie reden hier noch lange mit einander und schliefen, nachdem sie Gott noch ein Mal für diesen so glücklichen Tag gedankt hatten, erst lange nach Mitternacht ein.

Zwölftes Kapitel.

Freuden aus Leiden.

Am folgenden Tage, mit Anbruch der Morgenröthe, kam Peter zur Höhle und rief hinein: „Eilig steht auf und kommt heraus! Es weht ein so günstiger Wind, als wir ihn nur immer wünschen können. Wir wollen sogleich das Schiff besteigen und nach Hause fahren.“ Beide kamen sogleich aus der Höhle heraus. Gottfried aber sagte: „Wartet noch

einige Augenblicke! Bevor ich diese Insel verlasse, muß ich Gott noch danken, nicht nur für alle Wohlthaten, die er mir diese drei Jahre hindurch erwiesen hat, sondern auch für alle Leiden, die er über mich hatte kommen lassen." Er kniete vor seinem Hausaltare, dem Felsen mit dem Kreuze, nieder, und dankte Gott mit gerührtem Herzen und vielen Thränen. Das gefiel seinem Vater und auch dem wackern Peter so wohl, daß sie auch niederknieten und voll Andacht beteten.

Hierauf gingen alle Drei an das Ufer des Meeres. Thomas hatte indessen ein grünes Tannenbäumchen abgehauen und war eben beschäftigt, es reichlich mit blauen und weißen, rothen und gelben Bändern zu zieren, die er in einer Schachtel mitgebracht hatte. Gottfried fragte verwundert, was er mit dem schön geputzten Bäumchen machen wolle. Thomas sagte: „Ich habe Deiner bekümmerten Mutter bei unserer Abfahrt versprochen, wenn wir so glücklich sein würden, Dich zu finden, ein solches Freudenzeichen auf dem Schiffe aufzustecken. O, wie wird die gute Mutter sich freuen, wenn sie dieses erfreuliche Zeichen nun bald von weitem erblicken wird!" Er steckte das grüne, bunt gezierte Bäumchen auf die Spitze des Mastbaumes. Peter hatte indessen das Frühstück aufgetragen. Nachdem sie gefrühstückt hatten, stiegen sie in das Schiff und fuhren ab. Die Heimfahrt ging schnell und glücklich von statten. Als sie dem festen Lande

näher kamen und Gottfried sein väterliches Haus erblickte, klopfte ihm vor Freuden das Herz.

Aber auch auf dem Lande kam Alles in freudige Bewegung. Gottfried's Mutter und Geschwister standen schon lange am Ufer, streckten, sobald sie ihn erblickten, ihm die Arme entgegen und riefen ihm freundliche Grüße zu. Alle Einwohner des Dorfes, Groß und Klein, liefen zusammen. „Wahrhaftig, sie bringen ihn," riefen sie, und Alle eilten dem Ufer zu. Als Gottfried an's Land stieg, erhob die ganze Menge von Menschen ein Freudengeschrei. Die Freude der Mutter war unbeschreiblich, ihren lieben Gottfried, den sie drei Jahre lang für todt gehalten, wieder lebend in ihre Arme zu schließen. Sie benetzte sein Angesicht mit Freudenthränen. Auch Martha und Andreas hatten eine große Freude. Die kleinen Geschwister aber kannten ihren Bruder Gottfried nicht mehr, und seine fremde Tracht machte sie Anfangs etwas scheu und schüchtern gegen ihn. Allein die Eltern ermunterten sie, ihn freundlich zu grüßen, und so wurden sie bald zutraulicher gegen ihn und drängten sich freudig um ihn herum. Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen boten ihm von allen Seiten her die Hände, hießen ihn tausend Mal willkommen und wünschten ihm Glück zu seiner Ankunft. Gottfried weinte vor Freude. „Mein Gott," rief er, „ich kann mir keine größere Freude denken. Nur jene Freude kann größer sein, wenn wir einst in den

Himmel kommen und dort von den Seligen so liebreich und freundlich aufgenommen werden.“

Gottfried's Mutter war sehr begierig, seine Geschichte zu vernehmen; sie wollte deßhalb mit ihm jetzt nach Hause gehen. Allein die Leute gaben dieses nicht zu. „Wir wollen die Wunderdinge, die ihm begegneten, auch hören,“ riefen sie und führten ihn unter die große Linde in Mitte des Dorfes, baten ihn, damit ihn Alle sehen konnten, sich auf die Bank zu stellen und seine Geschichte zu erzählen. Alle drängten sich um ihn; Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Sie hatten an dem jugendlichen Einsiedler, der gegen Alle so freundlich war und so schön und blühend aussah, große Freude. Sie flüsterten einander in das Ohr, und Einige sagten wohl auch laut: „Die Einsiedler, die wir bisher gesehen, waren bereits alt und hatten ein runzlichtes Gesicht, einen kahlen Kopf und einen langen Bart; dieser aber sieht mit seinem blühenden Angesicht und seinen glatten Wangen aus wie Milch und Blut; seine gescheitelten Haare wallen in geringelten Locken über die Schultern herab, und der lange, braune Rock, so rauh er auch ist, steht ihm sehr gut.“

Als nun Alle still waren, fing Gottfried an, zu erzählen. Er war Anfangs etwas ängstlich, als ein Knabe vor so vielen Menschen zu reden; allein sein helles Herz machte es ihm leicht. Er redete mit so vieler Empfindung und so großem Nachdrucke, daß die Leute ihm mit Freuden zuhörten. Er

erzählte, wie er in Gefahr gewesen, zu ertrinken, zu verdursten, zu verhungern, zu erfrieren; wie er krank geworden, und wie das Feuer alle seine kleine Habe verzehrte, und er auf's Neue den Hungertod zu befürchten hatte; wie aber Gott, auf den er vertraute, ihn aus allen Gefahren errettet habe. Er betheuerte mit weinenden Augen und zum Himmel erhobenen Händen, daß er seinen Aufenthalt auf jener einsamen Insel für die größte Wohlthat Gottes ansehe; daß ihm auf jenen unfruchtbaren Felsen das schönste Glück aufblühte, das Glück, Gott näher kennen zu lernen; ja, daß jene aus dem Meere emporragenden Felsen ihm eine hohe Schule waren, auf der er gerade das Wichtigste lernte — wie er seine Fehler ablegen und ein guter Mensch werden solle. „Wahrhaftig," sprach er mit gerührtem Herzen, „ich danke Gott eben so innig dafür, daß er mich auf jene Insel geführt, als daß er mich von dort wieder zurück geführt hat."

Er versicherte noch besonders, daß er auch das Glück, unter Menschen zu wohnen, erst dort in seiner tiefen Einsamkeit und Abgeschiedenheit recht habe schätzen lernen; er bezeigte seine Freude, sich wieder in Mitte von Freunden, Nachbarn und Bekannten zu befinden; er grüßte Alle noch ein Mal auf das herzlichste und schloß mit einem inbrünstigen Dankgebete zu Gott. Alle seine Zuhörer bezeigten ihm während seiner Erzählung durch Kopfnicken, Thränen und

zuweilen mit lautem Zuruf die herzlichste Theilnahme an seinem Schicksale, stimmten am Ende in seinen Dank mit ein und gingen Gott lobend und preisend auseinander.

Gottfried aber ging nun mit seinen Eltern und Geschwistern in sein väterliches Haus, dessen Schwelle er nach so langer Zeit mit Freudenthränen im Auge betrat. Als er mit Eltern und Geschwistern in die Stube kam, fanden sie zu ihrer Verwunderung eine gedeckte Tafel. Der reiche Thomas hatte eine Freudenmahlzeit veranstalten lassen, um die sorgsame Mutter an dem heutigen Tage aller Sorgen und auch aller Kosten zu überheben. Gottfried mußte sich zwischen seine hocherfreuten Eltern setzen, neben diesen saßen auf einer Seite Thomas und auf der andern Peter; dann folgten Martha und Andreas und die übrigen Kinder. Es wurden mancherlei Speisen aufgetragen, dergleichen Gottfried seit drei Jahren nicht mehr zu sehen bekommen hatte, und er genoß sie mit herzlichem Dank gegen Gott. Am meisten erfreuten ihn, da er seit Jahren keine andern Baumfrüchte als Tannenzapfen gesehen hatte, die Körbchen voll rother Aepfel, gelber Birnen, blauer Pflaumen und brauner Nüsse, und vorzüglich die herrlichen blaßgelben und röthlich blauen Trauben. „Auch diese köstlichen Früchte", sagte er, „findet man nur, wo Menschen wohnen. Ohne den menschlichen Fleiß wäre auch die Gegend um unser Dorf wohl so unfruchtbar, wie die Insel, auf der ich wohnte. Wo ich hin=

sehe, finde ich neue Ursache, mich zu freuen und Gott zu danken, daß ich mich wieder unter Menschen befinde."

Als man von der Mahlzeit aufgestanden war, holte Gottfried den Bündel seiner alten, abgelegten Kleider herbei, den er in einer Ecke der Stube hingelegt hatte, und sagte: „Da habe ich Euch, liebste Eltern und Geschwister, etwas von meiner Insel mitgebracht." Die Eltern, denen dieß nicht gefallen wollte, machten etwas finstere Gesichter; seine Geschwister lachten, Thomas schüttelte den Kopf und Peter sagte: „Pfui, Gottfried; was soll das heißen? Diese alten Lumpen hättest Du wohl auf Deiner Insel dürfen liegen lassen." Allein Gottfried lächelte, knüpfte den Bündel auf und nahm seine Binsenkörblein heraus. Sie waren, da er sie in seiner Höhle aufbewahrt hatte, der Feuersbrunst glücklich entgangen, und er hatte sie, bevor er die Insel verließ, heimlich in seine alten Kleider eingepackt. Er stellte nun die Körblein auf den Tisch und nahm die Deckel weg. Alle Umstehenden erstaunten über die Menge silberheller Perlen und hochrother Korallen, mit denen die Körblein angefüllt waren. „Was tausig," sprach Thomas, „da hast Du ja große Schätze mitgebracht, lieber Gottfried! Diese Perlen sind mehrere tausend Gulden werth; denn es sind viele von außerordentlicher Größe und Schönheit darunter. Auch die Korallen haben keinen geringen Werth. Nun ist Euch, Ihr lieben Gevattern, aus aller Noth geholfen. Ihr

könnet die Schulden, mit denen Ihr Euer Gütchen angetreten habt, vollends abtragen und noch dazu Euere Kinder reichlich ausstatten." „Nein, nicht so," sprach Gottfried's Vater; „Ihr zwei brave Männer, Thomas und Peter, habt die Gefahren dieser Reise brüderlich mit mir getheilt; Ihr sollt auch diese Schätze mit mir theilen. Ohne Euere treue Hülfe hätte ich weder meinen Gottfried mehr gefunden, noch von diesen Perlen und Korallen etwas gesehen. Hier mache ich drei Häuflein daraus und lasse zuerst dem Thomas und dann dem Peter die Wahl, welches jeder wolle. Ich aber behalte dann das Dritte für mich, mein Weib und meine Kinder."

Von jenen Männern, die sich geweigert hatten, mit Gottfried's Vater nach der Insel zu fahren, waren gegen Ende der Mahlzeit zwei ungeladen in die Stube gekommen, um noch einen oder den andern guten Bissen zu erschnappen. „Zum Henker," rief der Eine, der um hundert Gulden hätte mitfahren wollen, „da hätte sich mehr als hundert Gulden verdienen lassen. Ich möchte mir alle Haare ausreißen, daß ich nicht mitfuhr." „Ei," sprach der Andere, der seine Haut für tausend Gulden nicht hätte daran wagen wollen, „nicht nur hundert, mehr als tausend Gulden wären da zu gewinnen gewesen, und dafür hätte ich meine Haut schon gewagt." „Geht, geht," sagte Thomas, „Ihr seid mit Haar und Haut nicht viel werth, Ihr kleinen,

eigennützigen Seelen, die Ihr für Euere Nebenmenschen keine Hand und keinen Fuß bewegen wollt, wenn man Euch nicht dafür bezahlt. Es geschieht Euch recht, daß Ihr leer ausgehet.“

„Was aber mich betrifft,“ sprach Thomas weiter, „so nehme ich diese Perlen nicht an. Gottfried hat sechs Geschwister, und seine Eltern sind arm. Ich hielt es für eine Sünde, ihnen auch nur eine einzige Perle abzunehmen. Ich habe so viel, als ich brauche, und verlange nicht mehr. Der Peter da muß aber das ihm zugedachte Ehrengeschenk nehmen. Er steckt wirklich in großer Noth, und es ist billig, daß ihm geholfen und er für seinen Muth, mit dem er sich einer nicht geringen Gefahr aussetzte, belohnt werde.“ Peter nahm die reichliche Belohnung mit gerührtem Herzen an. Die dankbaren Eltern redeten dem Thomas noch ein Mal zu, die ihn treffenden Perlen und Korallen nicht auszuschlagen. Er aber sagte: „Laßt es gut sein! Ich achte dergleichen Dinge wenig. Die Perlen und Korallen da sind das Geringste, was Gottfried von seiner Insel mit nach Hause bringt. Er hat sich dort noch köstlichere Schätze erworben — Erkenntniß Gottes, Vertrauen auf Gott, Liebe zu Gott und den Menschen. Das sind die rechten Perlen, von denen auch das Evangelium redet. Nach diesen Perlen wollen wir trachten. Ich bekenne es frei, ich bin durch Gottfried's Geschichte in vielem Guten, besonders im Ver=

trauen auf Gott, mächtig gestärkt worden, und dieses ist mir ein hinreichender Gewinn, gegen den ich alle Perlen des weiten Meeres und alle Korallen der Felsen am Meere für nichts achte. Ja, meine lieben Freunde, Gottes Gnade und Barmherzigkeit ist unermeßlicher und unergründlicher als das Meer, aus dem diese Perlen hier kommen; unser Vertrauen auf ihn stehe denn unerschütterlich fest, wie jene Korallenfelsen dort im Meer, die niemals wanken."

Gottfried trat nun wieder in die menschliche Gesellschaft ein. Was er auf seiner Insel durch einsames Nachdenken gelernt hatte, das übte er nun aus. Er kleidete sich nun wieder gleich den übrigen Jünglingen im Dorfe, und half seinem Vater Körbe flechten und seinem Taufpathen Thomas fischen. Er ward das Muster eines tugendhaften Jünglings und die Freude, Stütze und Krone seiner Eltern. Thomas, der keine Kinder hatte, übergab ihm sein Gut und Fischergewerbe. Gottfried ward ein sehr vortrefflicher Mann, voll Liebe zu Gott und den Menschen; er wurde als der rechtschaffenste Hausvater und der größte Wohlthäter der Armen im Dorfe allgemein geschätzt, und sein Andenken blieb lange im Segen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde

Bd.: 4.

St. Gallen 1839

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 315 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279557-1